



Hochschule Esslingen
Fachbereich Soziale Arbeit

Bachelorarbeit

Biografie in der Sozialen Arbeit

Zeitzeugengespräche und die
Auswirkungen des Redens oder
des Schweigens auf das eigene Leben
und das nachfolgender Generationen

Vorgelegt von: Cornelia Floeth
MatrikelNr.: 24694

Erstkorrektor: Prof. Dr. rer. soc. M. A. Heinrich-Johannes Bartjes
Zweitkorrektor: Prof. Dr. phil. Dipl.-Psych. M. A. Wolf Ritscher

Eingereicht im November 2008

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	4
1. Grundlagen der Biografiearbeit	7
1.1 Was bedeutet Biografiearbeit	8
1.2 Entstehung und Anwendungsbereiche der Biografiearbeit	9
1.3 Begriffserklärungen	10
1.3.1 Lebenslauf	10
1.3.2 Biografie	10
1.4 Biografiearbeit und Biografieforschung	13
1.4.1 In der Soziologie	14
1.4.2 In der Psychologie	15
1.4.3 In der Sozialen Arbeit	16
1.5 Biografiearbeit als Methode	17
1.5.1 Methoden der Biografiearbeit	17
1.5.2 Biografiearbeit und Identität	19
1.5.3 Dimensionen der Biografiearbeit	19
1.5.4 Aufgaben und Ziele der Biografiearbeit als Methode	19
2. Biografiearbeit und Soziale Arbeit	20
3. Bedeutung der Biografiearbeit für ausgewählte Felder der Sozialen Arbeit	21
4. Zeitzeugengespräche - eine Methode der Biografiearbeit	23
4.1 Narratives Interview	24
4.2 Oral history	28

5. Zeitzeugengespräche - Reden und Nicht-Reden	30
5.1 Auswirkungen auf das Leben der Zeitzeugen	31
5.2 Auswirkungen auf nachfolgende Generationen	39
6. Zukunft der Zeitzeugengespräche und Schlussbetrachtung	49
Literaturverzeichnis	50
Erklärung	

Einleitung

„Wer bist du?“ – die Frage wird Sofie zu Beginn des Buches „Sofies Welt“ gestellt. Und diese Frage ist die Grundlage der Biografiearbeit. Wer ist das? Der Mensch, der uns gegenübersteht.

Biografiearbeit ist nicht einigen wenigen bekannten Menschen vorbehalten. Jeder Mensch besitzt eine Biografie und macht ihn dadurch zu etwas Besonderem.

Sein/Ihr Lebenslauf ist oft schnell erzählt. Aber was verbirgt sich hinter Daten, wie: verwitwet, geboren 1928 in Gnadental/Bessarabien, evangelisch, weiblich oder verheiratet, geboren 1934 in Berlin, männlich, Jude.

Das Arbeiten mit alten Menschen, in stationären Einrichtungen und während meines Praktikumsemesters im Seniorenbüro der Stadt Backnang haben mich neugierig werden lassen. Im Rahmen des Projekts „Erziehung nach Auschwitz“ ist mir die Tragweite der Methode „Zeitzeugengespräche“ erst richtig bewusst geworden. Die Tatsache, dass ein Mensch seine Biografie oder Teile aus seiner Biografie erzählt, gibt uns eine – seine -

ganz persönliche/subjektive Sicht auf die Vergangenheit. Gleichzeitig gibt sie dem Erzählenden eine Identität und er erfährt Wertschätzung dadurch, dass sich jemand für ihn interessiert.

Es ist häufig so, dass Menschen auf Ereignisse in ihrem Leben angesprochen, mit „ach ich hab doch nix besonderes erlebt“, „es ging doch allen damals so“, „na ja, so wirklich weiß ich eigentlich nichts mehr“... reagieren. Fragt man nach, oder lässt ihnen Zeit, dann kommen die Erinnerungen und sie fangen an zu erzählen.

Erlebt habe ich das, als ich Menschen nach ihren Erlebnissen zum Kriegsende und während der Nachkriegszeit befragt habe. Nicht nur, dass sich die ZeitzeugenInnen an Geschehnisse erinnerten, ihnen fiel oft auch noch ein, dass da doch noch irgendwo ein Foto, ein Schulheft oder eine Bescheinigung sein müsse. Die Gespräche fanden meistens in mehreren Etappen bei den Menschen zu Hause statt. Zum damaligen Zeitpunkt hatte ich noch keine Ahnung von Methoden, wie „narratives Interview“ oder „oral history“. Mir sind Fehler unterlaufen, die nicht gravierend waren, aber die mir heute nicht mehr passieren würden.

Warum ein Mensch über Ereignisse in seiner Vergangenheit erzählt, hat die unterschiedlichsten Gründe. Auch die Reaktionen, sich mit der eigenen Geschichte auseinander zu setzen, sind unterschiedlich. Sehr emotional oder eher nüchtern und distanziert. Die Form des „Erzählens“ ist individuell verschieden. Manche schreiben Bücher, Theaterstücke, reden vor jungen Leuten, geben Vertrauten Personen Interviews. Einige erzählen ihre Geschichte Familienangehörigen. Andere wiederum machen genau das nicht. Sie reden zu oder mit Fremden, aber nie innerhalb der Familie. Manche erzählen nie etwas konkretes. Nachfragen, werden oftmals mit Floskeln, wie „ach Gott, das war eine schlimme Zeit“, „da ist schon soviel drüber geredet worden“, „lasst uns doch endlich in Ruhe, wir haben doch damals genug mitgemacht“, „... abgewimmelt. Wird weitergefragt, gibt es häufig Streit. Aber egal ob die Männer und Frauen reden oder nicht – ihr Erlebtes hat Einfluss auf das Leben ihrer Angehörigen.

Zeitzeugen, der Begriff beschränkt sich in dieser Arbeit auf die Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus gelebt haben. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich aber nicht nur mit den Zeitzeugen, die entweder sehr früh, sehr spät oder gar nicht über Erlebtes berichtet haben. Auch mit den nachfolgenden Generationen. Sowohl von Opfern als auch von Tätern. Ich will nicht versuchen die Frage „Was wäre wenn?“ zu beantworten, sondern werde an Hand von Beispielen versuchen die Problematik von Zeitzeugengesprächen und deren Tragweite aufzuzeigen.

Je mehr ich mich mit diesem Thema auseinandersetze, desto mehr Fragen tauchen auf. Ich merke auch, dass ich trotz des intensiven Eintauchens immer noch sehr wenig über die Zeit, in denen die ZeitzeugInnen ihre Lebenserfahrungen machten, weiß. Gleichzeitig fand ich Details, die manches Gesagte erklärten. Oft waren es auch Emotion, die nachfühlbar wurden. Somit erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit und lege keine Checkliste zum Umgang mit ZeitzeugInnen vor. Denn jeder Zeitzeuge, jede Zeitzeugin hat ein individuelles Schicksal erfahren und genauso individuell ist die Begegnung mit ihm/ihr.

Zu Beginn der Arbeit beschäftige ich mich mit den Begriffserläuterungen und dem allgemeinen Bezug der Biografiearbeit zur Sozialen Arbeit. Ich habe diesen Einstieg gewählt, da sich der Begriff Biografie nicht allein auf das Arbeiten mit alten Menschen bezieht.

Ich versuche die Methode Biografiearbeit zu erläutern und werde dann im weiteren Verlauf auf die Besonderheit der Methode „Zeitzeugengespräche“ innerhalb der Biografiearbeit eingehen.

In der Schlussbetrachtung beschäftige ich mich mit dem großen Problem bei der Zeitzeugenarbeit: Wie können die Geschichten konserviert werden ohne dabei an Authentizität zu verlieren? Wer übernimmt in welcher Form die Verantwortung dafür, dass nichts verloren geht, wenn die Zeug(en)Innen verstorben sind?

1. Grundlagen der Biografiearbeit

Biografiearbeit ist eine strukturierte Methode, die es ermöglicht, frühere Erfahrungen und Ereignisse des Lebens zusammen mit einer Person des Vertrauens zu erinnern, zu dokumentieren, zu bewältigen und zu bewahren. Während dieses Erinnerns wird es möglich, die eigene Geschichte zu verstehen, die Gegenwart bewusster zu erleben und die Zukunft besser planen zu können.

*„Verstehen kann man das Leben nur rückwärts . leben muss man es vorwärts“
(Sören Kierkegaard)*

„Besonders kommt Biografie dort zum Tragen, wo Krisen oder Wendepunkte in der Lebensgeschichte eine Rückschau erfordern oder wo unbekanntes oder unverstandenes Teile der Biografie der Erklärung und Verarbeitung bedürfen.“ (Lattschar in Lattschar et al 2007, 13)

*„Erinnern, das ist die vielleicht qualvollste Art des Vergessens und vielleicht die freundlichste Art der Linderung dieser Qual“
(Erich Fried)*

Biografiearbeit befasst sich mit der Alltagsgeschichte des Menschen. Sie hilft dabei einen Platz zu finden. Sprechen über das eigene Leben gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen, so Ruhe. „Es ist Selbstverwirklichung und Selbstwahrnehmung, Annahme und Integration des Individuums in sein Umfeld“ (Ruhe 2003, 10).

Im folgenden werde ich auf die Entstehung der Methode Biografiearbeit eingehen und ansatzweise etwas über deren Anwendung in den unterschiedlichen Bereichen der Soziologie, Psychologie und der Sozialen Arbeit sagen.

Erklärungen zu den Begriffen Lebenslauf und Biografie schließen sich an. Auf die Biografieforschung gehe ich im weiteren Verlauf dieses Kapitels ebenfalls ein, um anschließend die Biografie als Methode vorzustellen.

1.1 Was bedeutet Biografiearbeit?

Ruhe nimmt eine Unterteilung vor, in strukturierte und unstrukturierte Biografiearbeit. Die unstrukturierte Biografiearbeit ist das täglich, spontane Erinnern. Es ist situationsabhängig und weitgehend unkontrolliert. Er spricht davon, dass Erinnerung ständig stattfindet in Gesprächen, in Träumen, im Alltag, als Gedanken. Sie müssen erst dann strukturiert werden, wenn sie zur Belastung werden.

Diese strukturierte Biografiearbeit ist dann angeleitete Erinnerungsarbeit. Mit dieser Methode wird Hilfestellung gegeben, die Erinnerungen erlebbar werden zu lassen. Sie nutzt auch die Erinnerung für bestimmte Ziele, u.a. für zeitgeschichtliche Projekte.

Biografiearbeit ist ein Ansatz in der psychosozialen Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Durch das Verstehen der eigenen Lebensgeschichte kann ein Annehmen der eigenen Person gelingen, das bietet Möglichkeiten zur Weiterentwicklung und zum persönlichen Wachstum.

In der Arbeit mit Erwachsenen ist als neue Herausforderung an die Biografiearbeit, die Arbeit mit dementiell erkrankten Menschen zu sehen. Biografiearbeit nimmt (sollte nehmen) einen großen Stellenwert in der Arbeit von Pflegekräften ein. Wenn in dieser Arbeit von alten Menschen die Rede ist, so sind die Menschen mit Demenzerfahrung ausgenommen.

Mit Kindern und Jugendlichen wird Biografiearbeit häufig dann ausgeführt, wenn diese keine oder nur sehr wenig Informationen über die eigene Lebensgeschichte und leibliche Familie haben, weil sie bei Pflege- oder Adoptiveltern oder in einer Einrichtung leben. Das Arbeiten an der Biografie soll das Kind einen Zugang zu seiner Lebensgeschichte erhalten und damit in seiner Identitätsentwicklung gefördert werden. Es können z.B. die Gründe für die Fremdunterbringung geklärt werden, die das Kind von möglichen Schuldgefühlen entlastet.

Alle Autoren schildern Biografiearbeit als eine Arbeit mit der Vergangenheit, die uns in der Gegenwart hilft, die Zukunft besser planen zu können.

1.2 Entstehung und Anwendungsbereiche

„Erfahrung festhalten und weitergeben: ein Bedürfnis der Menschheit“ (Lattschar et al 2007 14). Über Jahrtausende wurden Geschichten von Generation zu Generation mündlich überliefert, immer in Gefahr verloren zu gehen. Wichtige Ereignisse wurden später in Malereien, Schnitzereien und noch später in Schriftzeichen (Keilschrift, Knotenschrift) „festgehalten“. Die Erfindung des Buchdrucks und die Tatsache, dass die Geschichten nicht mehr einigen wenigen vorbehalten wurden, bedeutete einen großen Umschwung. Die Lebensbeschreibungen waren meist die von Heiligen und bekannten Persönlichkeiten (Herrschern, HeldenInnen). Es waren von anderen aufgeschriebene Biografien. Die Autobiografie, also die Selbstdarstellung des eigenen Lebens fand später immer mehr an Bedeutung. Nicht immer dient eine Autobiografie lediglich der Selbstdarstellung und Vermarktung, wie der mit Autobiografien von sogenannten Prominenten überflutete Markt vermuten ließe. Autobiografien dienen der Verarbeitung von persönlichem Schicksal unter zeitgeschichtlichen Einflüssen. Die Autoren geben einen Beweis des „eigenen Daseins“ Teilweise kommunizieren sie mit sich selbst (Tagebuch der Anne Frank) Das Aufschreiben der eigenen Biografie hilft bei der Bewältigung von Traumata und bedeutet für den Biografen Stabilisierung, Konfrontation und Integration des Erlittenen in die Persönlichkeit

In den 60ziger Jahren vertrat man die Meinung, dass alte Menschen nicht zur Erinnerung ermuntert werden sollten. Man vermutete, dass die Beschäftigung mit der Vergangenheit den Bezug zur Realität unterbinden würde. Erst seit den 90ziger Jahren wird die Biografiearbeit so praktiziert, wie wir sie heute kennen. Man weiß heute, dass ein biografisch geprägter Umgang mit dem alternden Menschen zu einer wertschätzenden Haltung führen kann. Es wird dem Menschen eine Identität gegeben. Dieses Angenommensein hinterlässt beim Menschen die Hoffnung, dass man Spuren hinterlässt und dass das, was ihm wichtig war im Leben, nicht verloren geht.

Die Biografiearbeit, wie wir sie heute verstehen, ist auch im Zusammenhang mit dem Paradigmenwechsel, der mit der Lebensweltorientierung eingeleitet wurde, zu sehen. Die Lebensweltorientierung hat zum Ziel, an der alltäglichen Wirklichkeitserfahrung von Menschen in ihrem primären Handlungszusammenhang anzusetzen und dort nach entsprechenden Lösungen zu suchen. Dadurch wurde der Blick von defizitorientierten Denkweise gegenüber den AdressatInnen, zur stärkeren Orientierung an deren Ressourcen und der engen Anknüpfung an deren Lebensweise gelenkt. Die Suche nach

biografischen Anknüpfungspunkten und der Einsatz biografischer Methoden haben damit Eingang in das Handlungsrepertoire lebensweltorientierter Konzepte gefunden.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch die „rekonstruktive Sozialpädagogik“ (Galuske 2007, 213). „...zielt auf den Zusammenhang all jener methodischen Bemühungen im Bereich der Sozialen Arbeit, denen es um das Verstehen und die Interpretation der Wirklichkeit als einer von handelnden Subjekten sinnhaft konstruierten und intersubjektiv vermittelten Wirklichkeit geht“ (Wensierki in Galuske 2007, 213).

Wichtig ist bei der Biografiearbeit auch, den Menschen mit möglichen Spannungen nicht alleine zu lassen und seine Strategien (Coping), die er im Laufe des Lebens entwickelt hat, um mit Stresssituationen fertig zu werden, zu erkennen und möglicherweise darauf zurückzugreifen.

Biografiearbeit ist nicht auf das Arbeiten mit alten Menschen allein ausgerichtet. Sie ist in allen Bereichen unumgänglich.

Biografiearbeit fördert die gegenseitige Annahme. Nähe und Vertrauen können wachsen. Durch das wohlwollende Interesse an der Biografie eines Menschen wird ein Prozess ausgelöst, der sich positiv auf die Beziehung auswirken kann

1.3 Begriffserklärungen

1.3.1 Lebenslauf (Curruculum vitae)

Der Lebenslauf ist eine chronologische Aneinanderreihung von Fakten, um eine möglichst objektive Beschreibung von Ereignissen und Entwicklungen darzustellen. Als Beispiel sei der Lebenslauf, der Bewerbungen beigelegt wird, genannt. Es werden bestimmte, überprüfbare Daten aufgeführt. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf einer lückenlosen, klaren Darstellung des Lebensverlaufes. Es entsteht ein Eindruck über die äußere Situation des Menschen.

1.3.2 Biografie

Der Begriff Biografie setzt sich aus den griechischen Wörtern „bios“ (Leben) und „graphien“ (schreiben) zusammen. Eine Lebensbeschreibung. Es wird die eigene Lebenszeit, Lebensweise, Lebensdauer aber auch der Lebenswandel beschrieben. Es ist sozusagen die Innenseite, die darüber Auskunft gibt, wie dieser Mensch die verschiedenen Lebensereignisse wahrgenommen hat, wie er sie bewertet und in seinem

Leben einordnet. Die objektiven Daten des Lebenslaufs bilden den äußeren Rahmen (vgl. Kerckhoff, 2002, 9).

Biografien sind immer Einzelteile auch wenn sie den Anspruch haben, ein ganzes Leben zu umreißen. Auch die beste Beschreibung bleibt eine Re-Konstruktion einer Realität, die vorüber ist. Durch die subjektive Beschreibung entstehen erste Verfälschungen der Realität. Ganz besonders auffällig ist das bei Autobiografien. In der Rückschau wird versucht, das eigene Leben zu glätten, Peinliches zu beschönigen. So können Spannungen zwischen der tatsächlichen und der gewünschten Realität entstehen. Menschen, die mit den Methoden der Biografiearbeit umgehen, müssen sich dieser möglichen Spannungen bewusst sein und behutsam einen Weg der Wahrnehmung finden (vgl. Ruhe 2003, 134).

„Nach Stimmers Begriffbestimmung zur Biografie enthält diese sowohl die äußere Geschichte des Lebens, als auch die psycho-soziale Entwicklung einer Person“ (Stimmer in Clauß 2005, 14). Biografien sind entsprechend dem Lebenslauf, eine Realität und als „alltagsweltliche Gegebenheit existent“ (Glinka in Clauß 2005, 14).

Biografie gilt bei Glinka als eine Gesamtschau, die sich sowohl auf die Abfolge von Ereignissen, als auch auf die eingelagerten Erfahrungen richtet. Es sind keine unveränderbaren starren Gebilde. Sondern dynamische Vorgänge, die sich mit jeder Entscheidung neu formen. Die gesammelten Erfahrungen sind geprägt durch kognitiv, emotional, körperlich, sinnlich bewusste und unbewusste Wahrnehmungen.

Raabe vergleicht eine Biografie mit dem Inneren eines Hauses. In das innere dieses Hauses kann man nur hineinsehen, wenn der Besitzer es zulässt. Äußere Rückschlüsse bleiben immer spekulativ und Vermutungen, die aus unseren Erfahrungen gebildet werden. Er spricht damit eine der wichtigsten Voraussetzungen an, die für die Biografiearbeit mit Menschen gilt: die Bereitschaft zum Öffnen – sich selber und anderen gegenüber.

Für die Bildung und das Verstehen von Biografien sind die nachfolgenden Aspekte sehr wichtig:

- Biografie als subjektive Wirklichkeit
- Biografie und Gesellschaft
- Biografie und gesellschaftlich-historischer Zusammenhang

Biografie als subjektive Wirklichkeit

Durch die Vernetzung der äußeren und inneren Lebensgeschichte ist die Biografie nur vom Biografieträger wirklich lesbar. Da immer rein subjektive Deutung und Sichtweise enthalten sind. Bei der Biografie geht auch nicht um objektive Berichterstattung des Lebens. Es geht darum, das Erlebte selber zu ordnen, zu deuten und ein momentanes Verständnis gegenüber dem, was geschehen ist zu entwickeln. Als Basis gilt die eigene tragbare Wirklichkeit. Ruhe beschreibt die Erinnerung als

„... ein komplexes und kompliziertes Konglomerat der Reproduktion von vergangener Wirklichkeit, dem Erleben dieser Wirklichkeit, dem Speichern dieses Erlebens, des Zugriffs auf das Gedächtnis und der Intention des Zugriffs“

(Ruhe 2003, 11)

Ritscher verweist in diesem Zusammenhang auf die erkenntnistheoretische, konstruktivistische Sicht, dass

„was der Mensch wahrnimmt und erinnert, keine objektive Kopie der Wirklichkeit ist, sondern eine eigne Konstruktion der Wirklichkeit“

(Ritscher WS 2005/2006, S. 6)

Es wird hierbei deutlich, dass biografische Erzählungen immer Lückenaufweisen. Es ist unmöglich einen kompletten Lebensablauf in allen Einzelheiten dazustellen. Diese Lücken werden notwendigerweise durch passend gemachte „Versatzstücke“ überbrückt. Aus der Retrospektive, der zurückschauenden Perspektive) betrachtet, besteht die Biografie nach konstruktivistischer Auffassung demnach aus „einer Vielzahl von Geschichten, deren Inhalt, Erzählweisen und Deutungen“ abhängig sind von der jeweils subjektiven Deutung (vgl. Ritscher WS 2005/2006, 6)

Biografie und Gesellschaft

Biografien bilden sich aus zweierlei Perspektiven und müssen auch entsprechend wahrgenommen werden. Einmal ist es der Mensch in seiner Einzigartigkeit. Diese erste Sicht auf die eigene Biografie hilft (Raabe in Clauß 2005, 17) Menschen den „verloren geglaubten roten Faden“ in ihrem Leben zu entdecken. Die Zweite verweist auf die gesellschaftliche Wirkung, die Menschen mit ihrer Biografie erzielen. Menschen sind immer als Teil eines Systems und der sie umgebenden Umwelt zu sehen. In der Literatur taucht der Begriff „Entfaltung der Biografizität“ als Schlüsselkompetenz auf.

Damit ist die Fähigkeit gemeint, die eigene Biografie zu nutzen um daraus Handlungs- und Bewältigungsstrategien zu entwickeln.

Biografie und gesellschaftlich-historischer Zusammenhang

Über die individuelle Bildung, Bedeutung und Wirkung von Biografien hinaus, sind diese, in ihrer Entstehung und Weiterentwicklung, immer auch in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen, historischen und sozialen Vorgängen zu sehen. Ruhe verweist darauf, dass Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts der Mensch mit seinen Lebenserfahrungen neu entdeckt wurde, und damit das Subjektive als Quelle in seiner Bedeutung erkannt und aufgewertet wurde. Darüber hinaus wird seitdem die Gemeinschaft als „die Versammlung der Einzelnen als ‚kollektives Gedächtnis‘ der Gesellschaft“ (Ruhe 2003, 7) wahrgenommen. Daraus lässt sich erkennen, dass auch persönliche biografische Betrachtungen ein weit höheres Gewicht haben, als vorher angenommen und das Biografien auch historische Dimensionen erhalten.

Im folgenden möchte ich auf die Begriffe Biografiearbeit und Biografieforschung näher eingehen. In der Praxis gibt es Überschneidungen. Es gilt eine Abgrenzung vorzunehmen. Einmal um Missverständnisse und nicht professionelle Vermischungen zu vermeiden, dann aber auch, um den größeren Zusammenhang aufzuzeigen.

1.4 Biografiearbeit und Biografieforschung

Was versteht man unter dem Begriff Biografieforschung? Es werden Biografien einzelner Menschen und Gruppen, in denen Menschen mit gemeinsamen Merkmalen zugefasst werden, erarbeitet und erstellt. Es soll durch diese Erforschung herausgefunden werden, wie bestimmte Lebensbedingungen, die gleichsam für alle Menschen dieser Gruppe gelten, deren Leben in ähnlicher Weise beeinflussen. (vgl. Ritscher WS 2005/2006)

Es ist wichtig, dass die Begriffe Biografiearbeit und Biografieforschung auseinandergelassen werden müssen, obwohl sie sich zum Teil der gleichen Methoden bedienen. Ihre Intentionen und Wirkungsbereiche sind dennoch unterschiedlich. Auch die Verwendung der ermittelten Daten verfolgen unterschiedliche Ziele.

Ansätze der Biografieforschung werden in unterschiedlichen Disziplinen genutzt. In weiteren Verlauf werde ich die Bedeutung der Biografieforschung in den Gebieten der Soziologie, der Psychologie und der Sozialen Arbeit aufzeigen. Weitere Gebiete finden sich noch in der Religionswissenschaft, der Geschlechter- und Migrationsforschung, in der Schul- und Bildungsforschung und der Geschichtswissenschaft sowie noch in weiteren wissenschaftlichen Feldern. „Biografie wird dabei – anders als in alltagsweltlichen Kontexten – nicht als individuell-psychologische Kategorie, sondern als soziales Konstrukt verstanden, das Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervorbringt, aber dabei immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist, die ihrerseits u.a. mit Hilfe biografischer Einzelfallanalysen strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können“ (Völter et al 2005, 7-8).

Es gibt keinen konkreten Beginn der Biografieforschung. Sie entwickelte sich in unterschiedlichen Bereichen:

1.4.1 Biografieforschung in der Soziologie

Zum beginnenden zwanzigsten Jahrhundert wird die Methode der Biografieforschung „entdeckt“, weil sich die Soziologie darauf besinnt, dass nur über eine wissenschaftlich kontrollierte Erhebung von empirischen Daten Gesellschaft in all ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit erfassbar ist (vgl. Sackmann 2007, 9). Interesse finden dabei nicht die Lebensgeschichten bedeutender Persönlichkeiten, sondern (auch) die Erfahrungsgeschichten alltäglicher Menschen. Die soziologische Biografieforschung entwickelt sich im Rahmen der Chicago-Schule in einer Untersuchung von Thomas und Znaniecki von polnischen MigrantenInnen. Sie analysierten Lebensbeschreibungen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen der Einwanderer, um Erkenntnisse über ihren Eingliederungsprozess in die USA zu gewinnen. Im Mittelpunkt der Forschungen steht oft die Frage, wie sich gesellschaftliche Realität in einzelnen Menschen widerspiegelt, wie biografische Übergänge erlebt oder welche Strategien insbesondere in Krisensituationen entwickelt werden.

„Das Interesse der Chicago-Schule war sehr handlungsorientiert und sollte auch den sozialen (Rand)Gruppen, die beforscht wurden, zu gute kommen „ (Ritscher WS 2005/2006, 3). Bei der Biografieforschung ist Voraussetzung, dass der Mensch in seiner Umgebung, in seinen sozialen Verhältnissen erforscht wird.

Ich möchte an dieser Stelle einen kurzen Exkurs in die Ethnologie unternehmen:

Dazu tauchen die Forscher, die sich als Ethnologen verstehen, in das Feld, das soziale Milieu des zu Erforschenden ein. Ethnografie zielt darauf ab, andere Lebensformen, Lebensweisen, Lebensstile sozusagen ‚von innen‘ her zu verstehen, d.h. ‚fremde Welten‘ auf ihren Eigen-Sinn zu erkunden (Zoeller, WS 2008/2009). Wichtig ist, dass die Forscher das ‚Feld‘ möglichst wenig beeinflussen und verändern. Sie müssen beachten, weiterhin auf der Metaebene zu bleiben, es besteht die Gefahr, nicht mehr aus dem Feld herauszufinden.

„Zum Sinn soziologische Ethnografie lässt sich folgendes herausstellen:

- Ethnografie als aufspürende, erkundende, deutende und beschreibende Forschung
- Ethnografie dient zur Rekonstruktion der Arten und Weisen, wie Menschen im Zusammenleben mit anderen ihre jeweilige Welt konstruieren
- Sinn dieser Rekonstruktion: zu verstehen und zu übersetzen, welchen Sinn Akteure in ihrem Tun (und Lassen) je verbinden“ (Zöller WS 2008/2009)

In den 1960er und 1970er Jahren entwickelte sich das Konzept der Sozialpsychiatrie. Dadurch sollte die „Hospitalisierung“ von PatientenInnen verhindert werden.

1.4.2 Biografieforschung in der Psychologie

Hier ist zu erwähnen, dass die Biografieforschung vorwiegend in der Klinischen Psychologie genutzt wird. Der Ursprung wird auf Sigmund Freuds Psychoanalyse zurückgeführt.

Er entwickelte die Idee, dass verdrängte Kindheitserfahrungen der Grund für neurotische und psychotische Störungen im Erwachsenenalter sind. Er entwickelte die Theorie über die „Bedeutung einer Biografie, indem er bei jedem/jeder PatientIn – aber auch bei sich – biografische Forschung betrieb und aus vielen Einzelstudien generalisierte theoretische Schlüsse ... zog“ (Ritscher WS 2005/2006, 4). Ebenfalls bei Ritscher fand ich den Begriff „life events“. Darunter werden Situationen und Erfahrungen im Leben eines Menschen verstanden, die zu psychischen Verletzungen¹ führen und die mit Hilfe von biografischen Methoden erforscht werden.

¹ Traumata, griech. trauma - die Wunde

Ebenfalls an Bedeutung hat in den letzten Jahren die Resilienzforschung² gewonnen. Resilienz kann als Fähigkeit gesehen werden, trotz bedrohender und herausfordernder Bedingungen eine erfolgreiche Anpassung herbeizuführen. Ein literarisches Beispiel für ein resilientes Kind ist Pippi Langstrumpf: Bei allen Risiken, die ihre Biografie aufweist (Mutter früh verstorben, Vater viel unterwegs, notorische Lügnerin und Schulschwänzerin, oft gewalttätig und Analphabetin, ihre Heimeinweisung ist an ihrem Fluchtverhalten gescheitert), verfügt sie über eine herausragende Eigenschaft: Sie hat Zugang zu ihren eigenen Stärken, sie verfügt über ein großes Potential an Bewältigungsstrategien. Sie denkt überaus positiv, verhält sich in ihren Anliegen zielorientiert.

Als verwandtes Konzept weise ich noch auf den Begriff Salutogenese³ hin. Hier steht die Frage, „welche Erfahrungen, Lebensbedingungen, Ereignisse im Verlauf einer Biografie es ermöglichen, mit kritischen Lebenssituationen so umzugehen, dass Menschen gesund bleiben können, also nicht die Balance verlieren“ (Ritscher WS 2005/2006, 5) im Vordergrund.

1.4.3 Biografieforschung in der Sozialen Arbeit

Auch im 21. Jahrhundert hat Soziale Arbeit, entgegen anders lautenden Behaupten, vorwiegend mit „klassischen“ Adressatengruppen zu tun: Mit Menschen in schwierigen Lebenslagen. Soziale Arbeit braucht also Konzepte, die die Subjektivität und die gesellschaftlichen Strukturen, innerhalb der sich die Individuen bewegen, im Blick haben. Nach Nittel „... hat die Biografieforschung die Funktion eines empirischen Pendant zum normativen Prinzip des lebenslangen Lernens“ (Ruhe 2003, 136). Während die Biografieforschung einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit sucht, sich über Lebens- und Wertauffassungen und kulturelle Besonderheiten der befragten Menschen informiert, ist das Ziel der Biografiearbeit die persönliche Entwicklung und Stärkung der Potentiale, die durch die Beschäftigung mit der Lebensgeschichte frei werden.

² Resilienz, engl. to resile – zurückschnellen, die ursprüngliche Lage wieder einnehmen; resilience/resiliency

– Elastizität, Spannkraft, Beweglichkeit; resilient – elastisch, federn, spannkraftig, unverwundlich

³ Salutogenese, lat. salus - das Heil, die Gesundheit, griech. genese – der Entwicklungsprozess

1.5 Biografiearbeit als Methode

„Methoden⁴ sind Formen des Herangehens an Aufgaben zur Lösung von Zielen und oder Problemen. Methoden sind erprobte, überlegte und übertragbare Vorgehensweisen zur Erledigung bestimmter Aufgaben und Zielvorgaben“ (Schilling in Galuske 2007, 25). Es gilt die Menschen mit ihrer Biografie in Kontakt zu bringen.

Pädagogisch betrachtet sind Methoden als Wege zu sehen, die zu einem Ziel führen. Das Bild von einem Weg veranschaulicht meiner Meinung nach sehr gut, dass biografisches Arbeiten, für diejenigen, die sich darauf einlassen, ein langfristiges und nicht vorhersehbares Unternehmen ist. Wege sind selten gerade, sie sind kurvig, steil, voller Unebenheiten und Kreuzungen, die eine Entscheidung herausfordern. Menschen gehen verschiedene Wege. Jeder geht in seinem eigenen Tempo und Eindrücke werden unterschiedlich wahrgenommen. In der Biografiearbeit wird dieses alles aufgenommen, betrachtet, gewürdigt und neu bewertet.

Biografisches Erinnern gehört zum Menschsein. Zur gelingenden Biografiearbeit gehört eine Grundhaltung von Respekt und Empathie gegenüber dem Leben des/der Biografieträger(s)In. Hinweisen möchte ich auch noch einmal auf „die erforderliche sachliche und personelle Kompetenz der Durchführenden von Biografiearbeit. Damit sind sowohl Sach- und Methodenkompetenz, aber auch Kommunikationskompetenz und soziale Kompetenz gemeint“ (Clauß 2005, 25-26).

Ruhe weist daraufhin, dass (gute) Methoden keine Rezepte sind. „Sie sollen Anregungen sein ...“(Ruhe 2003, 20) und bereits durch viele Köpfe und Herzen gegangen sein.

1.5.1 Methoden der Biografiearbeit

Um an das Beispiel von der Methode als Weg anzuknüpfen, möchte ich anmerken, dass es unterschiedliche Wege gibt, um die Biografiearbeit zu eröffnen. Ein großer Methodenkatalog, unter Berücksichtigung der Ausgangsbedingungen und der Möglichkeiten der BiografieträgerInnen hilft bei der Suche bzw. der Findung der geeigneten Methode. Es gilt auch mit großem Einfühlungsvermögen die Methode auszuwählen.

Es lassen sich drei methodische Vorgehensweisen unterscheiden, die je nach Zielsetzung, Zielgruppe und Ausgangsvoraussetzungen in unterschiedlichen Bereichen einsetzbar sind:

⁴ Methodos, griech. - Weg

➤ Verbale Methoden

Entweder als narratives Interview im Einzelgespräch oder als Gruppengespräch (z.B. Erzählcafé)

Als Beispiele

- „Dialekte“ – die Färbung und der Dialekt einer Stimme, lässt Erinnerung lebendig werden. (Ruhe 2003, 38)
- „Namen“ – Namen identifizieren Menschen und Menschen identifizieren sich mit Namen. (Ruhe 2003, 36)

➤ Gestalterische – kreative Methoden

Hier sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Mit Hilfe dieser Methoden werden bestimmte Frage- oder Themenstellungen beleuchtet. Es gibt dabei Methoden die sich zur Einzelarbeit oder auch in der Gruppe bewährt haben.

Es können Lebensbäume, Lebenskurven, Fototagebücher, Erinnerungskoffer, eine Wohnbiografie oder ein Bummel⁵ sein. In der Literatur gibt es u.a. bei Ruhe (2003) und Gudjons et al.(2003) eine Vielzahl von Möglichkeiten.

➤ Schriftliche Methoden

Schriftliche Methoden finden Anwendung in Schreibwerkstätten, die in der Bildungsarbeit angeboten werden. Es werden autobiografische Texte verfasst oder persönliche Lebensthemen persönlich bearbeitet. Es gehören auch Tagebücher, Fototagebücher und Lebensbücher dazu. Sowie das Verfassen von Gedichten.

⁵ Der Bummel ist eine von mir erdachte und erprobte Methode, die einlädt, einem Bummel gleich, sich durch eine Stadt, ein Land oder eine Epoche zu bewegen. Es ist kein Vortrag, die Anwesenden werden durch Impulse zum Erzählen animiert. Es werden dabei alle Sinne angesprochen. Hören – entsprechende Musik, Geschichte und Geschichten, ... ; sehen – Fotos, Bilder, Kleidung, ...; schmecken und riechen – es gibt immer etwas Typisches zu essen und zu trinken; fühlen – wenn möglich gibt es etwas zum ausprobieren, anfassen zu dem jeweiligen Thema. Bummel darum, weil die Anwesenden bestimmen, wo wir (die Gruppe) uns wie lange aufhalten. Sie bestimmen auch wie und in welcher Form sie sich selber einbringen.

1.5.2 Biografiearbeit und Identität

Egal wo Biografiearbeit geleistet wird, treten Fragen zur Identität auf. Durch die Beschäftigung mit der eigenen Biografie wird auch die eigene Identität bewusster wahrgenommen und oftmals kommt Verdrängtes wieder ans Licht. Identität ist keine unwiderrufliche Tatsache, die sich in der Jugend entwickelt. Sie bildet sich in den verschiedenen Lebensphasen immer wieder neu. Diese Tatsache zu beachten, ist besonders wichtig in der Arbeit mit älteren Menschen. Biografiearbeit ist als Teil eines lebenslangen Lernprozesses zu sehen.

1.5.3 Dimensionen der Biografiearbeit

Biografiearbeit enthält eine individuelle und eine gesellschaftliche Dimension.

Die individuelle Dimension von Biografiearbeit wird zum einen in der Aufschichtung der persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse deutlich, zum anderen in dem Bezug zum lebenslangen Lernen.

Die gesellschaftliche Dimension steht in Zusammen mit der sich verändernden Sichtweise der Geschichtswissenschaft. Hier ist auch die Methode „Zeitzeugengespräche“ angesiedelt. Es finden sich immer mehr Angebote zur Biografiearbeit. Es zeugt von einem Bewusstseinswandel, der den Menschen inzwischen als einen, die Geschichte aktiv mitprägendem und wahrnehmendem Wesen zählt.

1.5.4 Aufgaben und Ziele der Biografiearbeit als Methode

„Biografiearbeit ist die Einbeziehung der Vergangenheit in die augenblickliche Gegenwart und mögliche Zukunft“ (Kerkhoff et al 2002, 13).

Sie erfüllt somit unterschiedliche Aufgaben und Zielsetzungen. In Bezug auf die Vergangenheit kann sie zur Lebensbilanzierung beitragen. In der Gegenwart bietet sie die Möglichkeit zur Lebensbewältigung, indem sie Aspekte aufdeckt und neue Zugänge und Perspektiven ermöglicht. Wird die Zukunft unter Berücksichtigung der Biografie betrachtet, bietet sich die Chance, Lebenspläne zu entwerfen oder zu verändern.

Biografiearbeit ist multiperspektivisch, mehrdimensional und ganzheitlich, indem sie den Menschen in seiner gesamten Lebenszeit und den Lebenszusammenhängen erfasst und anspricht.

Biografiearbeit kann grundsätzlich mit allen Altersgruppen durchgeführt werden. Gudjons verweist darauf, dass Biografiearbeit zunächst jedem Menschen die Möglichkeit eröffnet, seine Geschichte in einem Prozess biografischer Selbstreflexion aufzuarbeiten. Kerkhoff macht darauf aufmerksam, dass Probleme, die therapeutische Hilfe erfordern, mit Hilfe der Biografiearbeit nur sehr begrenzt bearbeitet werden können. Biografiearbeit kann therapeutische Prozesse begleiten aber nicht ersetzen.

2. Biografiearbeit und Soziale Arbeit

Biografiearbeit war in den Anfängen vor allem in der Bildungsarbeit (Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung) angesiedelt. Besonders in der Erwachsenen- und Altenbildung hat Biografiearbeit seit den 1980er Jahren im Rahmen von verstärkter Teilnehmerorientierung und der Diskussion um biografisch orientierte Bildungsansätze eine immer größere Rolle eingenommen. Das gilt in besonderem für die zunehmende Bildungsarbeit mit Menschen in Alten- und Pflegeheimen.

Konsequenzen des biografischen Denkens für die Praxis sehen Roer und Maurer-Hein (vgl. Hanses 2004, 54-57) in fünffacher Weise:

1. Die Herausforderung der Professionellen zu selbst- und berufskritischer Reflexion wie zu politischem Handeln
2. Eine respektvolle Haltung gegenüber den Betroffenen
Wobei hier nicht die gefühlsmäßige Identifikation mit dem Gegenüber verstanden wird. „Spätestens seit Auschwitz scheint eine solche Ethik nicht mehr lebbar“ (Roer in Hanses 2004, 54) „Diese gesellschaftliche Erfahrung nimmt der biografische Ansatz auf: Der biografische Blick gilt der Fremdheit der Ratsuchenden...“
Respekt heißt auch, Achtung vor der Autonomie und das Erkennen und Ernstnehmen des/der Anderen.
3. Die ForscherInnen Perspektive als bestimmte Sicht auf ‚das‘ Problem.
Der Weg, der gemeinsam von Professionellen und Ratsuchenden beschritten wird kann voller Überraschungen sein, zum Abenteuer werden und sehr mühsam sein. Die ständige Bereitschaft zur Revision eigener Positionen ist nötig zum Aufgeben vertrauter Vorurteile, macht Lernen möglich und schützt vor burn-out. Zugleich

bietet sie Gewähr, Unterstützung dort anzubieten, wo sie gebraucht wird – eine wichtige Voraussetzung für die Qualität beruflichen Handelns.

4. Verständnis von Zieldefinitionen im professionellen Handeln

Biografiearbeit orientiert sich prinzipiell und radikal an Lebensentwurf und der Geschichte der Ratsuchenden, an ihren Wünschen und Bedürfnissen, Fähigkeiten und Möglichkeiten. So sieht es aus, als bestünde professionelle Hilfe lediglich in der Unterstützung beim Finden von Mitteln und Wegen zur Problemlösung als Suche nach dem biografisch ‚passenden‘ Ergebnis. Die Aufgabe der Professionellen besteht u.a. darin, dem Gegenüber Zielsetzungen als Möglichkeiten der Arbeit am eigenen Lebensentwurf anzubieten. Zu beachten ist dabei, dass Zielsetzungen Dritter (Aufträge von Institutionen) in diesem Konzept keinen Platz haben, weil sie als Zwang und fremdbestimmt erkannt werden (Ausnahme in der Jugendhilfe zur Sicherung des Kindeswohls).

5. Biografische Ansätze liefern inzwischen eine Vielzahl kongenialer, für Soziale Arbeit geeigneter Methoden und Techniken.

Böhnisch betont mit Blick auf die Biografiearbeit, dass aus heutiger Sicht die metatheoretische Perspektive der Sozialisation die biografische Komponente, die individuelle Betroffenheit und das biografische Handeln von Subjekten nicht genügend berücksichtigt. Er sieht im Biografiekonzept einen Zugang, der über die individuellen Betroffenheiten hinaus ermöglicht, auch gesellschaftliche Bedingungen mit zu berücksichtigen (vgl. Böhnisch 2001, 20-22).

3. Bedeutung der Biografiearbeit für ausgewählte Felder der Sozialen Arbeit

Biografiearbeit hat mittlerweile in verschiedene Bereiche der Sozialen Arbeit Einzug gehalten. In allen Lebensbereichen ist sie als Methode und Arbeitsansatz zu finden. Ich werde im Folgenden ansatzweise die einzelnen Bereiche der Biografiearbeit entlang der Lebensphasen Kindheit und Jugend, Erwachsenenalter, Alter (reifes Erwachsenenalter) und zusätzlich in der Sozialen Arbeit mit MigrantInnen und in der Benachteiligtenförderung darstellen.

➤ Kindheit und Jugend

Biografiearbeit bietet dieser Zielgruppe die Chance, durch strukturierte Gespräche, Aber auch durch kreative Techniken wie malen, toben, spielen, lebensgeschichtliche Besonderheiten und Ereignisse aufzuschließen.

Eine besondere Rolle nimmt die Biografiearbeit in der Arbeit mit Pflege- und Adoptivkindern ein. Eine offene Kommunikation sind von so großer Tragweite, dass davon künftige Entwicklungschancen abhängen (vgl. Ryan et al 2004)

➤ Erwachsenenalter

Jeder Mensch ist ein Experte seiner eigenen Situation, somit sind seine biografischen Erkenntnisse als Ausgangslage wichtig.

Biografische Themen und Fragestellungen des Erwachsenenalters, können problembehaftete Inhalte sein, die Orientierungsfragen bei Krisen aufwerfen wie Trennung und Scheidung, Wiedereinstieg in den Beruf bei Frauen. Die Erwachsenenbildung knüpft an ein Basiswissen von Erfahrung und Lebensbewältigungsmustern an und fördert somit eigene Ressourcen und Potentiale.

➤ Alte Menschen (Reifes Erwachsenenalter)

Die Biografiearbeit als Bildungsarbeit mit alten Menschen ist eine besondere Herausforderung. Sie beinhaltet eigentlich das Arbeiten mit zwei Generationen.

Deren Biografien enthalten neben einer Fülle von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen auch Erfahrungen mit einschneidenden historischen Ereignissen und gesellschaftlichen Umbrüchen. Viele haben Migrations- und Fluchterfahrung. Die Hochbetagten haben zwei Kriege, rasante technische Entwicklungen, gravierende Veränderungen der Lebensformen und Lebensstile erlebt. Von denen, die mit den Menschen arbeiten wird ein hohes Maß an Kenntnissen über diese Zeit erwartet, damit sie in der biografischen Reflexion als adäquate GesprächspartnerInnen auftreten können.

➤ MigrantInnen

Biografiearbeit ist in der Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund sinnvoll. Hier ist es wichtig, dass zu Beginn ein intensiver Austausch stattfindet. Ihren Lebensläufen, Bedürfnissen und Problemlagen kann über Biografiearbeit spezifisch Rechnung getragen werden.

➤ Benachteiligtenförderung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen

Biografiearbeit wird hier, neben der direkten Unterstützung Einzelner als Sinnvolle Methode im Förderprozess eingesetzt. Es geht hier vor allem um die Gewinnung einer Perspektive zur Orientierung. Dazu muss die Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt, d.h. der gesellschaftliche Zusammenhang mit dem eigenen Leben verdeutlicht werden.

Die aufgeführten Bereiche zeigen, dass Biografien zu einer Schlüsselkompetenz moderner Lebensgestaltung geworden sind.

In den nächsten Kapiteln werde ich mich mit einem Bereich des Biografischen Arbeitens im Alter beschäftigen. Mit der Methode der Zeitzeugengespräche. Es handelt sich hier um Zeitzeugen im reifen Erwachsenenalter, die den Nationalsozialismus erlebt haben.

4. Zeitzeugengespräche als eine Methode der Biografiearbeit

Zeitzeugengespräche sind eine wichtige Methode in der Biografiearbeit. Menschen haben eine Geschichte – ihre Geschichte – erlebt, erzählt oder aufgeschrieben. Sie erleben dadurch eine Wertschätzung ihres Lebens; es interessiert sich jemand für sie. Durch die Begegnung mit einem Zeitzeugen, einem Menschen, der die Geschichte erlebt hat bekommen die Zahlen und Geschichtsdaten ein Gesicht. Historie wird durch das Erinnern und Erzählen der Zeitzeugen personifiziert und somit greifbarer. Wenngleich sie subjektiv einen Teil der (ihrer) Geschichte wiedergeben, stehen sie exemplarisch für das Erlebte Vieler. Diesen kostbaren Schatz gilt es zu nutzen, solange es ihn gibt. Diese Biografien sind auch für die Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung. Sozusagen „Geschichte von unten“ (vgl. Ritscher a, 10) – erlebte Geschichte.

Biografien zeigen den Alltag ganz gewöhnlicher Menschen. Ihre Überlebensstrategien in einer für uns fremden Welt.

Frankl sagt zu Beginn seines Buches „Ein Psycholog erlebt das KZ:

„Es ist also nicht die Rede vom Leiden und Sterben der großen Helden und Märtyrer, vielmehr von den „kleinen“ Opfern und vom „kleinen“ Tod der großen Masse.“

So wird Biografie, als in Zeitgeschichte eingebettete Lebenserfahrung, lebendig und jeder/jede ErzählerIn mit seinen/ihren Erfahrungen gewürdigt – das wirkt stabilisierend auf die eigene Selbstwert- und Identitätsbestimmung (vgl. Ruhe 2007, 126)

Auch in der Gedenkstättenpädagogik sind Zeitzeugengespräche eine wichtige Methode um zur Veranschaulichung damaliger Ereignisse beizutragen. Es ist eine Bereicherung der politischen und historischen Bildungsarbeit. Im Laufe des Projekts „Erziehung nach Auschwitz“ an der Hochschule Esslingen habe ich diese Methode kennen- und schätzen gelernt.

Im Zusammenhang mit dem Thema Zeitzeugengespräch stößt man immer wieder auf die Methoden „Narratives Interview“ und „Oral History“. Im folgenden möchte ich diese beiden Begriffe näher erläutern, da ohne sie eine gute Arbeit mit ZeitzeugenInnen nicht möglich wäre.

4.1 Narratives Interview

Nach Schütze ist „... in der sozialen Arbeit und in den Erkundungs- und Forschungsprojekten des Sozialwesens eine methodische Fremdheitshaltung angebracht, die ... auf Verstehen abzielt“ (Schütze in Galuske, 2007, S. 214). Auf Grund der Diskussionen in den 70er Jahren wurde von Fritz Schütze im Rahmen der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ das Narrative Interview⁶ entwickelt. Die lebensgeschichtliche Erfahrung des Gegenüber steht im Mittelpunkt. Es ist kein Interview in der üblichen Frage und Antwort Technik, der Gesprächspartner wird dabei ermuntert, seine Geschichte zu erzählen. Der Erzählende setzt dabei die Schwerpunkte. Der/die InterviewerIn beschränkt seine/ihre Rolle darauf, mit gezielten Anreizen, den Redefluss in Gang zu bringen und zu halten. In weiteren Gesprächen wird dann meist narrativ nachgefragt, um weitere Informationen zu erhalten. Es ist wichtig, dass der/die InterviewerIn offene Fragen stellt, also keine geschlossenen, die allein mit „ja“ oder „nein“ zu beantworten sind.

⁶ Der Begriff **narrativ** (von *lat.* „narrare“ = erzählen) bedeutet erzählerisch.

„Das narrative Interview ist ein sozialwissenschaftliches Erhebungsverfahren ...“(vgl. Hermanns in Galuske 2007, S. 214). Es ist wichtig das aufgezeichnete Interview zu verschriftlichen und gezielt auszuwerten. Hierbei geht es nicht darum, eine vorher aufgestellte Hypothese zu prüfen. Ziel dieser Auswertung ist eine Deutung der lebensgeschichtlichen Erzählung, die Hypothesen ergeben sich erst im Laufe des Interviews bzw. aus der Erzählung.

Das narrative Interview erstreckt sich über mehrerer Phasen:

1. Erklärungsphase

Der/die InterviewerIn weist daraufhin, dass das Gespräch aufgezeichnet wird; das der/die Befragte einfach erzählen und nicht auf einzelne Fragen antworten soll

2. Einleitungsphase

Der/die InterviewerIn stellt die Einstiegsfrage = Erzählaufforderung. Es der Aspekt aus dem Leben des/der ZeitzeugenIn, der zum jetzigen Zeitpunkt am meisten interessiert. Im Verlauf des Interviews können sich weitere Fragen ergeben.

3. Erzählphase / Haupterzählphase

Der/die Erzählende bestimmt den Zeitpunkt, wann das Gespräch endet. Erfahrungsgemäß wird häufig ca. 1 Stunde als Zeitmaß angegeben. Diese Haupterzählphase sollte nicht unterbrochen werden. Sie wird lt. Schütze durch drei Erzählzwänge gesteuert:

➤ Gestaltschließungszwang

Es ist der Zwang, angefangene Themen oder Erzählungen in irgendeiner Art und Weise abzuschließen

➤ Kondensierungszwang

Es ist der Zwang, alles soweit zu verdichten, dass die Erzählung angesichts der begrenzten Zeit für den/die ZuhörerInnen nachvollziehbar bleibt.

Dem entgegen wirkt gleichzeitig der

➤ Detaillierungszwang

Es ist der Zwang, Hintergrund- oder Zusatzinformationen einzubringen, die für das Verständnis der Erzählung erforderlich sind.

Diese Haupterzählung wird meist mit einer Erzählkoda (Schlusswort) abgeschlossen. Eine Äußerung wie: „Ja, das war's dann.“ o.ä. signalisiert das Ende der Erzählung.

4. Nachfragephase

Fritz Schütze unterscheidet zwei Formen von Nachfragen:

Immanente Fragen = Fragen, die sich auf das unmittelbar vorher Erzählte beziehen; auf Unklarheiten, auf Dinge, die nur angedeutet, aber nicht weiter ausgeführt werden sollen, und

Exmanente Fragen = Fragen zu Sachverhalten oder Problemen, die von dem/der Befragten nicht angesprochen wurden, die aber für den/die InterviewerIn aus bestimmten Gründen wichtig sind.

Auch in dieser Nachfragephase sollte der/die Befragte zum Erzählen animiert werden.

5. Bilanzierungsphase

In dieser Phase wird das bisher Erzählte abschließend zusammengefasst und (gegebenenfalls) von dem/der Erzählenden bewertet oder aus seiner/ihrer Sicht erklärt.

Für die soziale Arbeit empfiehlt Mary Richmond u.a. „eine ethnografische Grundhaltung der unvoreingenommenen Fallbetrachtung ...“ (Richmond in Galuske 2007, S. 217)

In dem Zusammenhang finden wir in der Literatur Begriffe: „sozialpädagogischer Blick“ (Rauschenbach u.a. in Galuske 2007, 216) und „biografisches Ohr“ (Völzke in Galuske 2007, 216).⁷

Es ist eine Aufforderung angehende SozialarbeiterInnen/-pädagogInnen zu sensibilisieren im Hinblick auf biografisches Arbeiten in der rekonstruktiven Sozialpädagogik. Völzke hat ein Konzept für biografisch-narrative Gesprächsführung entwickelt. Er stellt hierbei fünf Regeln auf, die eine Generierung von lebensgeschichtlichen Erzählungen ermöglichen sollen (vgl. Galuske 2007, 217-218)

➤ Regel 1

In einer erzählrelevanten Alltagssituation ... durch einen gezielten Gesprächsimpuls die Adressatin/den Adressaten einladen, die „Erzählschwelle“ zu überwinden

➤ Regel 2

Entstehen kleinere oder größere Gesprächspausen, dann sollen diese möglichst ‚ausgehalten‘ und nicht vorschnell unterbrochen werden

➤ Regel 3

Nach Pausen oder anderen Unterbrechungen durch vorsichtiges Nachfragen an bereits erwähnte Inhalte anknüpfen

➤ Regel 4

Das biografische Gespräch wird vor allem durch zugewandtes, aktives Zuhören aufrechterhalten und strukturiert

⁷ Es geht darum, dass angehende SozialarbeiterInnen/-pädagogInnen im Rahmen ihres Studiums den „sozialpädagogischen Blick“ bzw. das „biografische Ohr“ einüben und somit ihre lebensgeschichtliche Sensibilität in der Wahrnehmung von Prozessstrukturen und Schlüsselsymbolen schulen können. Dazu Nittel „ Ein Sozialarbeiter/Sozialpädagoge, der wissenschaftlich sozialisiert worden ist ... und in ein nicht-abkürzendes Verfahren des methodisch kontrollierten Fremdverstehens eingewiesen worden ist, wird Situationen der lebensgeschichtlichen Selbstthematisierung voraussichtlicher feinfühlig und differenzierter handeln, als es dem gesunden Menschenverstand möglich ist. (Nittel in Galuske 2007, 217)

➤ Regel 5

Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung eines konsistenten ‚roten Fadens‘ ist die Zurückhaltung mit eigenen Bewertungen und Deutungen des Erzählten.

In diesen Regeln wird noch einmal ganz deutlich, dass der/die InterviewerIn zu keinem Zeitpunkt Position bezieht oder Deutungen liefert.

Für die Arbeit mit Zeitzeugen ist das narrative Interview, eine unverzichtbare Methode, um ein gelungenes Zeitzeugengespräch durchführen zu können. Es ist meiner Meinung nach auch eine Möglichkeit, das Erfahrene zu verwahren. Es ist eine sehr aufwendige, aber sich durch hohe Zuverlässigkeit auszeichnende Methode. Aufgrund der gewonnenen Daten hat sich das Narrative Interview eine zentrale Stellung innerhalb der Methoden der Biografieforschung erworben.

4.2 Oral History

Im Rahmen der Geschichtswissenschaften ist das Erzählen der Biografie von immer größer werdender Bedeutung. In Ihrem Rahmen hat sich die „oral history“ entwickelt. Wie bereits beim Narrativen Interview sollen die Zeitzeugen möglichst nicht vom Interviewer beeinflusst werden. Es ist eine Form um auch ganz gewöhnlichen Menschen, also nicht nur Prominenten, die Möglichkeit zu geben ihre Lebenswelt und Sichtweisen darstellen zu können. Verwendet wird diese Methode vorwiegend für die Alltagsgeschichte, die Lokalgeschichte. Es finden Zeitzeugen ihren Platz, die keinen Einfluss auf die große Geschichte hatten, die als Opfer, Täter oder Zuschauer bestimmte Ereignisse erlebten. Auch in diesem Fall, erfahren sie eine Wertschätzung als eine Quelle der Geschichtsschreibung. „Zeitzeugen werden ermuntert über ihre biografischen Erfahrungen zu berichten und diese mit zeitgeschichtlichen bzw. politischen Ereignissen zu verknüpfen.“ (Ritscher a. WS 2005/2006, 10)

Der Begriff „oral history“ entstand in den 30er Jahren – wird aber erst seit den 60er Jahren im deutschsprachigen Raum genutzt. Zu Beginn wurden große Erwartungen an die neue Methode geknüpft. Man stellte einer „demokratische Geschichte“ die „offizielle Geschichte“ gegenüber (vgl. Leyesdorff 2004, S. 26-27). Diese Methode steht

lediglich ergänzend neben anderen Methoden der Geschichtswissenschaft. Sie entbindet die zeitgeschichtliche Forschungspraxis nicht von der vergleichenden Analyse jeglicher verfügbaren Quellen (vgl. Niethammer 1985, S. 431).

„Da, wo sich der „Familienkram“ überschneidet mit der Geschichte einer ganzen Gesellschaftsklasse, da könnte eine Geschichte liegen“, meinte Wolf Biermann (Niethammer 1985, S. 431) Es geht dabei nicht nur um die eigene Familiengeschichte, es sind Geschichten eingebettet in politische und soziale Zeitläufe bzw. Wandel. Oral History ist wie das Narrative Interview eine sehr aufwendige Methode. Sie ist gleichzeitig eine Methode, bei der es gilt die Zeitzeugen, die Menschen aufzusuchen und sie zum Gespräch anzuregen. Es geht, wie bereits erwähnt um die Geschichten von Menschen, von denen man in der Regel keine schriftlichen Zeugnisse für die Nachwelt erwartet. Es geht aber auch darum, nicht nur einzelne zu befragen, sondern mehrere Menschen, die sich in ähnlichen, vergleichbaren Sozialisationssituationen befanden. Im Vergleich von unterschiedlichen Lebensläufen werden möglicherweise auch Schnittstellen zwischen individueller Biografie und kollektiver Geschichte aufgezeigt (vgl. Niethammer 1985, S. 432).

Ulrike Jureit weist darauf hin, dass Zeitzeugen keine PatientenInnen oder KlientenInnen sind, die wegen psychischer Probleme um fachkundige Hilfe bitten. Erinnerungsinterviews unterliegen in der Regel einem nicht-therapeutischen Zusammenhang; es wird keine Veränderung vorausgesetzt. Obwohl Gabriele Rosenthal den narrativen Interviews eine „heilende Wirkung“ zuspricht, wird meist die Meinung vertreten, dass Lebensgeschichtliche Interviews keine therapeutischen Ziele verfolgen können und dürfen. (vgl. Jureit in Boll et al 1999, S. 23).

Lebensgeschichtliche Erzählungen sind immer deutungs- und interpretationsbedürftig. Es ist wichtig, die individuelle Geschichte im historischen Kontext zu sehen. Aber auch im gesamten biografischen Kontext des/der Erzählenden. Ebenfalls ist es wichtig zu erkennen, welche individuellen Überlebensstrategien von den Gesprächspartnern entwickelt wurden. Es gibt Menschen, die durch massive Umdeutungsversuche oder durch pädagogische Arbeit zu einer Lebensperspektive fanden. Andere verzweifeln daran, dass sie zwar überlebt, aber danach nie Glück und Zufriedenheit empfunden haben (vgl. Sedlaczek in Boll et al, 1999, S. 80). Auch hier gilt, wie bei der Methode Narratives Interview, die Erzählungen erfolgen heute. Das bedeutet, dass über zurückliegende Ereignisse mit den späteren Erfahrungen und Einstellungen erzählt wird. Entscheidend ist dabei auch das heutige gesellschaftspolitische Umfeld des Zeitzeugen.

5. Zeitzeugengespräche – Reden und Nicht-Reden

Zeitzeugengespräche sind immer subjektiv. Die Menschen zeigen uns ihre Sicht auf die Ereignisse mit dem Wissen von heute. Sie schildern uns z. B., was sie als Kind erlebt haben – aus der Sicht eines Erwachsenen. Immer werden spätere Einflüsse und Einstellungen mit einfließen (vgl. Sedlaczek in Boll 1999, S. 80) Da liegt auch die Problematik der Zeitzeugengespräche. Ohne Hintergrundwissen, ohne geschichtliche Informationen sind die Gespräche kaum einzuordnen. Wobei das Augenmerk hier nicht auf objektiver Geschichtsberichterstattung liegt, was für manche (zuhörenden) Menschen zu einem Problem werden kann.

*„Richtig ist, dass private Erinnerungen im Vordergrund stehen und die historischen Zusammenhänge und Einbettungen oft erst erarbeitet werden müssen. Dieses ist aber eine natürliche Dimension des Umgangs mit der Erinnerung, die den Gesprächen nicht im Wege und den Zeitzeugen nicht angelastet werden darf.“
(Struck in Boll 1999, S. 190)*

Zeitzeugenarbeit ist eine Methode, die großes Einfühlungsvermögen voraussetzt. Es gilt eine Basis des Vertrauens zu schaffen. Ohne Vertrauen sind Zeitzeugengespräche nicht möglich.

Es gelten wichtige Grundsätze:

- Die Gesprächsvorbereitung sollte für die Zeitzeugen und auch für die mit der Methode arbeitenden Gruppen/Personen sehr ausführlich und präzise sein
- Es macht Sinn, wenn das Zeitzeugengespräch in einen entsprechenden Hintergrund (Projekt/Geschichtsunterricht) eingegliedert wird
- Zwischen allen Beteiligten müssen Regeln und Ziele des Gesprächs abgestimmt werden
- Zeitzeugen müssen respektiert und ernst genommen werden
- Persönliche Eigenarten sind ebenfalls zu respektieren und nur im Ausnahmefall zu thematisieren

Die Arbeit mit Zeitzeugen hat einen eigenen, hohen Wert, der nicht zu unterschätzen ist.

Schwierigkeiten bei den Zuhörern tauchen häufig auf, wenn Zeitzeugen distanziert und sachlich über teilweise dramatische und traurige Erlebnisse berichten. Oder auch, wenn sehr emotional erzählt wird. Manchmal werden auch Vorwürfe gemacht im Stil von: „Fragt mal eure Großeltern, die wissen das alle. Aber die wissen natürlich nichts mehr“ oder „Wie, Sie wissen das nicht – haben Sie eigentlich Interesse für die Zeit?“

Hier sind die Moderatoren gefordert. Es ist eine unverzichtbare Voraussetzung, dass der Moderator auch ein gutes Wissen über die Biografie des Zeitzeugen hat. Nur so kann er/sie entsprechend (behutsam) eingreifen. Das gilt auch für das Zeitmanagement. Denn es ist häufig zu erleben, dass Zeitzeugen, die nicht redegewohnt sind, dazu neigen sehr viel zu erzählen. Oder auch durch Nervosität, eben weil sie es nicht gewohnt sind frei zu reden, sich zu verhaspeln oder das abgesprochene Ziel zu verpassen. Die persönliche Vorstellung, eine angemessene Anmoderation durch den Begleiter schaffen einen angenehmen Gesprächsbeginn für beide Seiten.

Ich habe bereits das Vertrauen, dass zwischen Zeitzeuge und Begleiter unverzichtbar ist angesprochen. Diese Vertrauensbasis ist nötig, um den Zeitzeugen zu schützen, ihn nicht zu enttäuschen. Die Zeitzeugen, mit denen ich mich in meiner Arbeit beschäftige sind alt und gesundheitlich angeschlagen und in ihrer Mobilität eingeschränkt. Sie haben unterschiedliche Erfahrungen mit Gesprächen. Viele lassen sich nur auf ein Gespräch ein, wenn ein bestimmter Moderator anwesend ist. Diesen Vertrauensschutz müssen alle Beteiligten akzeptieren.

Auch der Ort, an dem Zeitzeugengespräche stattfinden, hat Einfluss auf die Authentizität des Erzählten. Ein Mensch, der uns seine Geschichte am Ort des Erlebten erzählt, uns gemeinsam „seine“ Wege gehen lässt, hinterlässt eine Spur, der sich niemand entziehen kann.

5.1 Auswirkungen auf das Leben der Zeitzeugen

Bisher habe ich Argumente aufgezählt, wie wichtig die ZeitzeugenInnen für uns und nachfolgende Generationen ist. Aber auch für die ZeitzeugenInnen ist es eine Herausforderung. Das Reden. Oftmals wird er/sie nach langen Jahren mit dem Ort und das daran gebundene Leid konfrontiert und muss sich seinen/ihren Erinnerungen stellen.

Hugo Höllenreiner⁸ erzählt, dass er nach einem Zeitzeugengespräch die folgenden Nächte nicht schlafen kann, weil die Bilder nicht aus seinem Kopf gehen. Sein ganzer Körper leidet, wenn er darüber redet, was er mitgemacht hat. Er weiß, dass es richtig ist zu reden. Er ärgert sich darüber nicht bereits 20 Jahre früher geredet zu haben. Er redet, damit so etwas niemandem mehr geschieht. Innerhalb der Familie redet Hugo

⁸ Hugo Höllenreiner ist Sinti und kam mit 9 Jahren 1943, zusammen mit seiner Familie ins „Zigeunerlager“ nach Auschwitz-Birkenau. Zur Zeit der Befreiung 1945 war er Häftling im KL Bergen-Belsen.

nicht über diese leidvolle Zeit, nur seine Kinder haben alles von ihm erfahren (vgl. Tuckermann 2005, S. 288). Die Angst hat nachgelassen – aber sie ist immer noch da. Die Vergangenheit ist allgegenwärtig. Er kann Kindergeschrei oder lautes Lachen nicht ertragen. Sofort sind die Schreie der Menschen, die vergast worden sind in seinem Ohr. Er weiß, das er das alles nicht noch einmal überstehen würde. Er redet jetzt über die Zeit, die er in Konzentrationslagern verbracht hat und über die Grausamkeiten, die er hat erfahren müssen. Er ist in Deutschland geblieben. Aber verzeihen kann er nicht.

Manche Zeitzeugen, wie Viktor Frankl sagen auch:

„Wir sprechen nicht gerne über unser Erlebnis: wer selber in einem Lager war, dem brauchen wir nichts zu erklären; und wer es nicht war, dem werden wir es nie begreiflich machen können, wie es in uns ausgesehen hat – und wie es jetzt noch in uns aussieht.“ (Frankl, S. 13)

Wobei zu sagen ist, dass Viktor Frankl seine Aufzeichnungen bereits 1947 veröffentlicht hat. Ich erwähne es darum, weil die meisten Zeitzeugen erst sehr viel später geredet haben. Mir fiel bei der Recherche auf, dass es nicht allein die Täter waren, die geschwiegen haben, was verständlich gewesen wäre. Es waren die Opfer, die nicht geredet haben. Auf die Frage „Warum habt ihr so lange geschwiegen?“ kam häufig die Antwort „Es wollte ja keiner hören!“ (vgl. Boll 2003, S. 17). Es war nicht allein so, dass niemand etwas hören wollte, es war auch die Unbeschreiblichkeit des Erlebten. Wer sollte einem glauben? Wie sollte man es ertragen, über die unfassbaren Dinge zu reden? Ich rede jetzt von den Opfern, die, wie Hugo Höllenreiner, so traumatisiert waren, dass sie sich in den Jahren nach der Befreiung entschuldigten, wenn sie auf der Straße von jemanden angerempelt wurden. Niemals würde er über seinen Aufenthalt im Konzentrationslager berichten können. Er tut es dennoch, seit 1993. Und jedes Mal durchlebt er das was er schildert.

In einer Veranstaltung zum 70. Jahrestag der Reichsprogromnacht⁹ im Münchener Volkstheater war der Zeitpunkt des Redens ein Thema. Max Mannheimer z.B. nahm einen Krankenhausaufenthalt 1964 zum Anlass um seiner Tochter etwas über sein Leben aufzuschreiben, aber es dauerte noch bis 1986, bis er offiziell vor „Fremden“ als Zeitzeuge redete. Obwohl er es gewohnt war zu sprechen. Er ist oft als Zeuge in

⁹ „Die Nacht der Zeitzeugen“ Gemeinsame Veranstaltung Münchener Volkstheater/Bayrischer Rundfunk im Münchener Volkstheater, Moderation Andreas Bönte, ausgestrahlt am 08.11.2008 um 23.15 Uhr. Geladene Zeitzeugen Abba Noar, Hugo Höllenreiner, Max Mannheimer

Naziprozessen aufgetreten. Jetzt erzählt von seinen Schwierigkeiten im „normalen“ Leben. Einerseits konnte er ehemalige SS-Leute, die er auf der Straße wiedererkannte zur Anzeige bringen. Andererseits war er unfähig einen Kunden, der ein antisemitisches Schimpfwort benutzte, zur Rede zu stellen. Im Gegenteil, dieses Erlebnis hat Minderwertigkeitsgefühle in ihm ausgelöst. Er erzählt auch, dass er in Auschwitz seinen Glauben verloren habe. Für Max Mannheimer begann, seitdem er als Zeitzeuge über das Erlebte spricht eine neue Zeit. Er entwickelte wieder Selbstvertrauen, wurde sich seines Judentums wieder auf eine neue Art bewusst.

Bei Abba Noar war es erst vor etwa 17 Jahren, als sein Enkel ihn bat in seiner Schule über seine Erfahrungen im dem Dritten Reich zu erzählen. Er beschrieb seine Angst, seine Angst es nicht durchstehen zu können. Seine Angst auf die Reaktion seines Enkels, wenn er ihn weinen sehen würde.

Die Reaktion der Anderen, die eigene Reaktion bzw. das Nichtvorausahnende lässt die Menschen ängstlich werden. Die Rolle des Begleiters wird hier sehr deutlich. Er trägt die Verantwortung für den Verlauf des Gesprächs.

Bei der Begegnung mit ZeitzeugenInnen ist zu beachten, dass diese Gespräche nur ein Element der historischen Bildung sind. Sie verdeutlichen allerdings viel eher als die „großen“ Gedenkstätten, dass der Nationalsozialismus nicht auf singuläre Ereignisse, einzelne Orte und eine kleine Führungsclique zu reduzieren ist, sondern allgegenwärtig war und in jeder Stadt und jedem Dorf seine Spuren hinterlassen hat.

Bei der Arbeit mit ZeitzeugenInnen muss man sich immer vor Augen halten, dass diese keineswegs alles über die historischen Ereignisse wissen, gut erzählen, spannend und anschaulich unterrichten und immer sympathisch sind. Vielmehr, und das trifft insbesondere auf ZeitzeugenInnen der Zeit des Nationalsozialismus zu, sind sie zunächst sehr alt, vergesslich und geben lediglich ihre eigenen Erfahrung und Erlebnisse wieder. Sie sind es meistens auch nicht gewohnt über ihr Lebens zu reden. Schon gar nicht vor einer Gruppe – in der Öffentlichkeit. Es sind auch keine Erzählungen, die chronologisch geordnet dargebracht werden. Ihre Erzählungen sind geknüpft an Gefühle und Erfahrungen.

Ein Problem in der Arbeit mit ZeitzeugenInnen ist es häufig, dass die Moderation nicht von professionellen InterviewerInnen übernommen wird. Eine der zentralen Aufgaben der ModeratorenInnen ist es aber, wie bereits erwähnt, die Verantwortung für das Gespräch und somit auch für das Wohlergehen des/der ZeitzeugenIn zu übernehmen. Und dazu

werden Menschen gebraucht, die entsprechend ausgebildet sind und sich in der Welt der Methoden zurechtfinden.

Ein weiteres Problem ist für manche die Zuverlässigkeit der Erzählungen. Bisher galt es als Zumutung, gerade bei Unstimmigkeiten von Überlebenden auf die Differenzen hinzuweisen und entsprechend nachzufragen. Mark Roseman (in Boll et al 1999, 41-42) vertritt die Ansicht, dass der/die InterviewerIn geradezu gezwungen ist, sich mit den Fragen der Zuverlässigkeit zu beschäftigen. Er vergleicht, falls vorhanden, mündliche (Interviews mit der/dem Betroffenen aber auch von Bekannten) und schriftliche Quellen (Tagebücher, Akten) miteinander. Er zeigt damit auf, dass sich Erinnerungen mit der Zeit verändern und nicht immer mit dem tatsächlichen Verlauf der Ereignisse übereinstimmen. Wobei es wichtig ist zu erwähnen, dass hier nicht nach einer einzigen Wahrheit der Vergangenheit gesucht wird. Es ist der Hinweis darauf, dass die Erinnerung im Alter oft nicht mit der früheren Wahrnehmung der Ereignisse übereinstimmt. Das Erkenntnis des weiteren Lebens ihren Einfluss zeigen.

Lawrence Langer (in Boll et al 1999, S. 43) widerspricht dem, indem er behauptet, dass traumatische Erlebnisse so fest im Gedächtnis eingegraben sind, dass sie immer präsent sind. Roseman sieht das allerdings nicht als Widerspruch, sondern als Möglichkeit, dass gerade die furchtbare Identität traumatischer Erlebnisse eine nachträgliche Veränderung des Gedächtnisses nicht ausschließt, sondern ausdrücklich hervorgerufen wird. Er sieht sein Interesse an Widersprüchlichkeiten nicht als verletzend oder unangemessen an. Sein Argument: häufig werden die wirklich traumatischen Belastungen so erst sichtbar.

Meiner Meinung nach ist es nicht generell zu beantworten, was ist richtig, was ist falsch. Es bedarf auf jeden Fall zu Beginn der Arbeit mit dem/der ZeitzeugIn der wertfreien Annahme des Gesagten. Es wird sich keine Vertrauensbasis schaffen lassen, wenn der/die InterviewerIn nur auf Differenzen achtet. Der Sensibilität des/der Fragenden ist es zu überlassen, wann was wie nachgefragt wird. Ist es immer wichtig, die tatsächliche Wahrheit zu erfahren? Über die historischen Ereignisse kann sich jeder durch andere Quellen informieren. Aber die Emotionen, die Gefühle erfahren wir nur aus den Gesprächen mit Menschen, die die Geschichte erlebt haben.

Häufig sind es gerade die Brüche in den Erzählungen, die uns die Unerträglichkeit des Erinnerns aufzeigen. Die Methode der Zeitzeugengespräche lässt oft auch den/die Befragte(n) an die Grenzen kommen. Auch hier ist es erforderlich, in der Methode geschult zu sein, um die nötige Professionalität (Distanz) aufbringen zu können.

Bereits kurz erwähnt ist bereits der Ort, an dem Zeitzeugengespräche stattfinden. Die Atmosphäre ist wichtig. Kann ich meinem Gegenüber zumuten an diesem Ort zu sprechen? Es ist nicht immer der Ort des Erlebten gemeint, es kann auch sein, dass die Akustik so extrem ist, dass es die Stimme verzerrt. Oder dass dieser Ort an ein Erlebnis erinnert, dass der/die Erzählende noch nicht zum Reden verarbeitet hat. Auch ist darauf zu achten, dass mein/e GesprächspartnerIn nicht verletzt wird (Gefühle, Kultur).¹⁰

Es gibt erzählbare und nicht erzählbare Geschichten. Nicht immer ist ein nicht reden wollen der Grund für das Schweigen. Bei Boll (2003, S. 207) fand ich den Hinweis, erzählbare Geschichten sind diejenigen, die mit einem Rest an Handlungsmöglichkeiten verbunden waren, während die nicht erzählbaren auf Erfahrungen bezogen sind, die nur erlitten, passiv und aussichtslos ertragen werden mussten.

Oft sind es innere Widerstände, die zum Schweigen führen. Es ist den Menschen nicht möglich, ihre Gefühle und Erfahrungen ernst zu nehmen. Sie sind es nicht gewohnt, Raum für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Die Erinnerungen sind oft nebulös. Meist sind es Gefühle, aber keine Fakten und präzisen Daten die auftauchen. Und die will man nicht aufkommen lassen. Denn über Gefühle zu reden, ist peinlich. Und ein ganz wichtiger Punkt, wer über persönliche Erfahrungen berichtet, macht sich angreifbar aber noch wichtiger verletzbar. Dazu kommt die Angst vor Kritik und damit die Einstellung „warum soll ich reden, ändern kann ich nichts mehr“. Die gemachten Erfahrungen haben oft auch gezeigt, dass man niemandem Trauen kann – warum sollte der Zeitzeug(e)In jetzt jemandem vertrauen?

„So bleiben Erinnerungen, die ethischen oder moralischen Standards scheinbar oder tatsächlich nicht standhalten können, meistens ungesagt“ (Ruhe 2003, 15).

Für die ZeitzeugInnen, die reden, ist ein Unterschied, ob sie vor gleichaltrigen älteren Menschen reden, oder vor einer Schulklasse, Jugendgruppen. Ob ein bestimmtes Datum zum Anlass genommen wird das Gespräch die Erinnerungen bestimmt.

¹⁰ Ich erinnere mich da an eine Begebenheit in Kleve am Niederrhein. Der ehemalige jüdische Friedhof wurde von der Stadtverwaltung in Stand gesetzt. Er sollte zum Gedenktag (60 Jahre Reichspogromnacht 1998) vorzeigbar sein. Dieser Friedhof liegt heute mitten in der Stadt. Der Eingang war bisher eine stabile Holztür mit Vorhängeschloss. Das sollte sich ändern. Es gab eine Ausschreibung für ein Tor zum jüdischen Friedhof. Zu der Gedenkfeier war als Zeitzeuge ein Mitglied der ehemaligen jüdischen Gemeinde in Kleve, Herr Max Gonsenheimer, der jetzt in Israel lebt eingeladen. Die Restaurierungsarbeiten waren kurz vorher fertiggestellt. Am Abend vor dem Festakt besuchte der Pfarrer einer der Klever Stadtpfarreien den Friedhof, um sich die inzwischen eingesetzte Tür anzusehen. Es war unglaublich: Die Tür war aus Stahl und zeigte Kreuze. Nicht eins, es war eine Metallkonstruktion aus vielen freischwebenden teilweise ineinandergesetzten Kreuzen. Er informierte die Stadtverwaltung, dass es undenkbar sei, auf einem jüdischen Friedhof Kreuze aufzustellen und den geladenen Gast damit zu konfrontieren. Man reagierte umgehend: das Tor wurde mit schwarzen Tüchern verhängt.

Ein wichtiger Zeitpunkt war 1979 gegeben. Die Ausstrahlung des mehrteiligen Fernsehfilms „Holocaust“ entwickelte eine neue Sensibilität der Öffentlichkeit für die Problematik der Judenvernichtung, so wie die Rede des damaligen Bundespräsidenten von Weizäcker zum 40. Jahrestag des Kriegsendes 1985.

Jetzt gab es Menschen, die hören wollten, was damals geschehen ist. Der Zeitpunkt für die Anhörung der ZeitzeugenInnen war da.

Erschreckend finde ich dabei, dass die Nazi-Prozesse in den Jahren zuvor weniger Beachtung fanden als ein Hollywoodstreifen mit einer fiktiven Geschichte.

Ein Punkt in der Geschichte der ZeitzeugenInnen ist auch die Tatsache, dass in Deutschland lange Zeit die Leiden der Vertriebenen, der Kriegsgefangenen, der Kriegswitwen und Bombengeschädigten in der öffentlichen Erinnerung weit vor dem Schicksal von Juden, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuellen oder Opfern der NS-Justiz rangierten. Kurze Zeit nach Kriegsende glaubten außerdem viele Deutsche bereits, das Problem mit dem Nationalsozialismus sei erledigt.

Aufgrund der Entnazifizierungsprozeduren, der großen Nazi-Prozesse der Alliierten und der Demokratisierungsanstrengungen genannte „Umerziehungen“.

Zu erwähnen ist in dem Zusammenhang die juristische Tatsache, dass bis 1950 vor deutschen Gerichten nur Verfahren zulässig waren, wenn sowohl Täter als auch Opfer Deutsche waren. Auch war es damals so, dass gemäß der Strafprozessordnung Behörden nur für die Verfolgung von Straftaten in ihrem Bezirk zuständig waren. Dazu kam das Problem der Verjährungsfristen. Sie beschäftigte den Gesetzgeber mehrfach. Erst seit 1979 gibt es in Deutschland keine Verjährung mehr für Mord.

Bisher war nur von ZeitzeugenInnen die Rede, die einer der Opfergruppen angehörten. Wie aber sehen TäterInnen aus? Gibt es sie, als ZeitzeugenInnen? Selten. Häufig als Autobiografen, wie Rudolf Höß. Als Angeklagte in Prozessen, die den Gerichtssaal, so scheint es, teilweise als Bühne ansahen und versuchten sich als Opfer darzustellen.

Es gibt auch Personen, deren Beteiligung an Zwangssterilisationen im Dritten Reich in der Nachkriegszeit aufgedeckt wurden. Wie Dr. Hinsen und Dr. Ohm in der Heil- und Pflegeanstalt Eichberg. In einer frühen Ausgabe der Zeitschrift *Der Stern* fand ich den Artikel, in dem die beiden Ärzte, im Namen der Öffentlichkeit um ihre Stellungnahme zu den Vorwürfen gebeten werden. Das ungeheuerliche war außerdem die Tatsache, dass genau dieser Dr. Hinsen in einem der Euthanasie-Prozesse als Kronzeuge gegen seine ehemaligen Kollegen aus der Nazizeit auftrat. Dr. Ohm war während des

Krieges Generalarzt der Heeresgruppe Nord und unterzeichnete u.a. den Befehl „Erfrierungen müssen als Selbstverstümmelung bestraft werden“. Beide fühlten sich sicher in Eichberg. Den Journalisten drohten sie mit ihren Beziehungen. Von Reue, Scham oder Schuldgefühlen keine Spur.

Die meisten der ZeitzeugenInnen wollen mit dieser Zeit nichts mehr zu tun haben. Irene Wielpütz stellt die Frage: Haben Sie alles an ihre Kinder delegiert? Das Reden, das Schreiben, das Filmen, die Wut, die Angst, die Trauer? (vgl. Wielpütz in Heimannsberg et al, S. 71).

Es scheint tatsächlich so zu sein. Bei der Suche nach Zeitzeugen, die mir ihre Geschichte¹¹ (Erleben der letzten Kriegsmonate und der Nachkriegszeit) erzählten, erfuhr ich von Margarete Attenberger, dass ihr Vater bei der Waffen-SS gewesen sei. Sie erzählte es mit einem Hauch von Zurückhaltung aber gleichzeitig mit Stolz. Sie starb wenige Monate nach dem Gespräch. Von Ihrem Mann erfuhr ich später, dass sie froh war, mir das noch erzählt zu haben. Denn bisher wusste niemand davon.

Selbst von Menschen, die nicht zu den direkten TäternInnen gezählt werden (indirekt zählt jeder der nichts gegen die Gräueltaten unternommen hat zu den TäterInnen. Besonders die Frauen von NS-Tätern, die, wie es in vielen Berichten heißt, ihm, dem Mann den Rücken stärkten. Sie machten es möglich, dieses Wechseln von einem Leben – dem als Täter – ins normale Leben, z. B. als Familienvater) erfuhr ich, dass sie über „die Zeit damals“ nicht zu ihren Kindern reden konnten. Zu mir, einer Fremden oder auch zu ihren Enkeln war es möglich. So wurde ich mehrfach von den Kindern der Zeitzeugen angesprochen, ihnen doch zu erzählen, was z. B. ihre Mutter erlebt hatte. Als feststeht, dass die Geschichten als Buch erscheinen sollen, rief mich eine Tochter an und bat vorher um das Manuskript. Sie hatte Angst vor dem was ihre Mutter zu sagen hatte. Denn auch bei ihr waren es nur vage Vermutungen; sie hat sich nie getraut zu fragen. Auch jetzt nicht.

Ich möchte aber noch einmal auf die Unterschiedlichkeit der Zeitzeugengespräche zu sprechen kommen:

Zu nennen sind die Gespräche mit Kazimierz Smolen und Henryk Mandelbaum. Beide ehemalige Häftlinge des KL Auschwitz mit einer ganz unterschiedlichen Geschichte; aber auch der Umgang mit der eigenen Geschichte ist sehr gegensätzlich.

¹¹ Während meines Praxissemesters beim Seniorenbüro der Stadt Backnang entstand das Projekt „Backnang Geschichten – Zeitzeugen erinnern sich an das Kriegsende und die Nachkriegszeit“. Die Buch-Dokumentation ist noch unveröffentlicht.

Kazimierz Smolen¹² besuchte nach der Befreiung einen amerikanischen Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg, damals beschloss er, Jurist zu werden. Er fuhr auch ins ausgebombte Berlin, sah Kinder in Lumpen, die Zigarettenstummel von der Straße sammelten. „Es war ein Elend“, sagt er. Und weil ihm sein Mitleid wohl selbst etwas eigenartig vorkommt, sagt er: „Sie müssen verstehen, ich bin eben etwas mild“.

Smolen kämpfte bei den polnischen Partisanen, nachdem deutsche Soldaten sein Land überfallen hatten. Er wurde verhaftet und kam bereits 1940 nach Auschwitz. Er war Schreiber in der Aufnahmeabteilung und musste für die Listen der SS registrieren, wie viele Transporte täglich ankamen.

Nach 1945 arbeitete Smolen zunächst in der polnischen Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen, dann wurde er Direktor des Auschwitz-Museums. In Deutschland, sagt er sehr vorsichtig, habe es eine große Lücke bei der Aufklärung der Verbrechen gegeben. Aber das ist auch schon das Kritischste, was ihm über die Lippen kommt. Erschreckend nüchtern, möchte man fast sagen. Er sagt dazu: „Ich bin nicht kalt, aber ich darf nicht ständig über den Horror nachdenken, ich musste Dokumente auswerten.“

Im Gegensatz dazu ist das Treffen mit Henryk Mandelbaum¹³ sehr emotional. Er ist einer der Wenigen, die bereit waren und die Kraft hatten, über ihre Zeit in Auschwitz zu erzählen. ‚Wenn ich daran denke, was ich sah und erlebte, dann fühle ich mich heute wie ein auferstandener Mensch.‘ Er war Mitglied des Sonderkommandos im Lager Auschwitz und allein dadurch schon zum Tode verurteilt. Er überlebte und hat lange Jahre geschwiegen. Dann hat er begonnen zu sprechen. Nicht an neutralen Orten, sondern in Auschwitz. Sehr eindringlich. Es war ihm sehr wichtig, dass alle ZuhörerInnen ihn verstanden. Er hat immer wieder nachgefragt. Man spürte seine Aufregung, seine Ungeduld. Henryk Mandelbaum hat sich, wie er erzählte in den Jahren nach Kriegsende mit schönen Dingen umgeben. Die Natur war ihm wichtig., sie machte ihm das Leben schön. (vgl. Graf et al, S. 84-88) Henryk Mandelbaum ist in diesem Jahr im Alter von 85 Jahren gestorben.

Das zeigt uns, wie wichtig es ist eine Möglichkeit zu finden, die Zeitzeugengespräche festzuhalten und somit nicht zu vergessen. Dazu werde ich in Punkt 7 dieser Arbeit näher eingehen.

¹² Kazimierz Smolen – Zeitzeugengespräch während der Projektfahrt nach Auschwitz im Mai 2008 – Projekt Erziehung nach Auschwitz, Hochschule Esslingen

¹³ Henryk Mandelbaum - – Zeitzeugengespräch während der Projektfahrt nach Auschwitz im Mai 2008 – Projekt Erziehung nach Auschwitz, Hochschule Esslingen

Ich könnte noch viele Zeitzeugen erwähnen, die ich in der Literatur gefunden habe. Jeder hat einen anderen Grund, warum er zu welchem Zeitpunkt an welchem Ort zu wem begonnen hat zu sprechen. Jeder stellt sich seiner Vergangenheit ganz individuell. Trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten.

Fast alle Opfer, besonders diejenigen, die als Kinder Leid erfahren haben, geben an, dass sie mit einem Schlag erwachsen waren. Egal, ob sie 5 Jahre oder 15 Jahre alt waren. Die Kindheit war vorbei. Sie übernahmen z.B. Verantwortung für Geschwister (siehe Hugo Höllenreiner). Auffallend ist dabei, dass häufig die Kinder aus Opferfamilien bis zu diesem Zeitpunkt sehr behütet, nach Auffassung des damaligen geltenden deutschen Erziehungsstil „verwöhnt“ aufgewachsen waren. Es ist meist von einem liebevollen Umgang der Eltern untereinander und zu den Kindern die Rede.

Während die TäterInnen immer wieder erwähnten, dass ihre Eltern, besonders der Vater streng – aber gerecht war. Was meistens bedeutete, dass der Vater keinen wirklichen Zugang zu seiner Familie hatte. Es galt der Grundsatz, dass die Kinder (oft auch die Ehefrau) einfach zu gehorchen hatten.

Ein weiterer wichtiger Punkt im Leben der Überlebenden ist auch die Ungewissheit über den Verbleib von Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden. Wenn jemand stirbt, wenn man die Gewissheit hat, dass jemand tot ist, kann man um ihn trauern. Wenn man nicht weiß, ob jemand lebt – wo und unter welchen Bedingungen, dann verfolgt er uns in unseren Gedanken und wir finden keine Ruhe. Wir sind von einer lähmenden Ungewissheit über ihr Schicksal befallen.

Und immer wieder wird festgestellt, dass viele erst kurz vor ihrem Tod bereit sind, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Oft ist das Schweigen bis zu diesem Zeitpunkt so total, dass selbst Angehörige, Kinder nur eine vage Vorstellung von dem leidvollen Lebensabschnitt haben.

5.2 Auswirkungen auf nachfolgende Generationen

Nachfolgende Generationen – wer ist das? Die Kinder und Enkel der ZeitzeugInnen. Die Familie der ZeitzeugInnen. Diejenigen, die in Gesprächen oft als Grund angegeben wurden, um durchzuhalten – zu überleben. Und doch haben die Kinder sehr oft nichts konkretes aus dem Erlebten der Eltern erfahren. Wenn doch, dann meist durch Verwandte (häufig den Großeltern) oder durch aufgetauchte Bilder und Briefe. Direkt

angesprochen, haben die Eltern meist abgewimmelt. Sie wollten nicht über die schreckliche Zeit reden. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um Opfer, Täter oder sogenannten Mitläufer handelte. Egal um wessen Nachkommen es sich handelt, es sind eine Menge Fantasien und Belastungen die sie durch die Geschichte ihrer Eltern mit sich herumschleppen. Ich erinnere mich an eine Zeit, in der ich ständig in der Sorge lebte, plötzlich auf einem Foto, z.B. von ehemaligen NSDAP- oder BDM-Mitgliedern einen oder eine Verwandte/n zu entdecken. Obwohl es dazu keinen konkreten Anlass gab, habe ich Orts-Chroniken zu dem Zeitpunkt immer zuerst alleine angesehen.

Warum haben sie geschwiegen? Um nicht aufzufallen. Aber aus den unterschiedlichsten Gründen:

TäterInnen haben geschwiegen um sich vor Strafe zu schützen, weil sie die soziale Ausgrenzung fürchteten. Sie fanden immer jemanden, der die tatsächliche Schuld trug („Ich hab doch nur Befehle ausgeführt!“). Sie taten es nicht um ihre Kinder zu schützen, auch nicht wegen möglicher Schuldgefühle. Es waren nicht alle aus diesen Gründen schweigsam – aber der vorwiegende Teil.

Die Zeitzeugengeneration der Opfer schwieg oft aus anderen Gründen. Sie wollten ihre Kinder nicht belasten. Es sollte ihnen gut gehen. Sie schwiegen auch, weil die Furcht vor dem Klima in Deutschland noch präsent war. (vgl. Ritscher b, S. 14)

Sichrovsky befasst sich in seinem Buch „Schuldig geboren“ mit Kindern aus Nazifamilien. Er beschreibt, dass die Kinder ihre Eltern nie in der Rolle der Nazihelden erlebt haben, sondern in der Opferrolle. Die „Helden“ kannten sie nur von Fotos. Sie erlebten ihre Eltern als Flüchtlinge, als Ausgebombte, arbeitslos, von der alliierten Polizei gesucht, verhaftet und manchmal verurteilt. Die Opfer eines verlorenen Krieges. Die Eltern fühlten sich so, und die Kinder nahmen es so an. „Die Generation der Täter war gegenüber den eigenen Kindern unehrlich, stumm und verlogen“ (Sichrovsky 1987, S. 24). Wielpütz macht in ihrem Artikel auf eine ganz banale Sache aufmerksam: Die Frage nach Daten der vorherigen Generationen wäre doch leicht zu beantworten gewesen. Es gab doch in jeder Familie einen Stammbaum, den Ariernachweis. Hatte man das vergessen? Wollte sich keiner mehr daran erinnern? Lieber wurde mühsam nach den Daten geforscht. (vgl. Heimannsberger et al 1088, 71).

Erst als die Kinder größer wurden, und sie das Ausmaß der Katastrophe erfuhren, wurden sie teilweise zu Opfern ihrer Eltern. Vielen erging es so. Die TäterInnen konnten ihre Nazi-Ideologie nicht mit dem Tag der Befreiung aus dem Kopf verbannen und ins Gegenteil wenden. Auch wenn es nach außen so aussah.

Wie war die Situation im Nachkriegsdeutschland? Deutschland war beherrscht von einer großen Sehnsucht nach Normalität. Not und Hunger waren mit dem Tag der Befreiung nicht vorbei. Die Deutschen fühlten sich durch die Bombardierungen, dem Verhalten der Besatzungsmächte (Vergewaltigungen und Enteignungen) misshandelt und gedemütigt. Es galt weiterhin zu überleben. Man wollte nur nach vorne schauen, die unmittelbaren Kriegsfolgen beseitigen. Es war auch das Bestreben der Politik zu zeigen, dass es nur aufwärts gehen konnte. Es galt, den westdeutschen aufstrebenden Staat zu einem neuen Selbstbewusstsein zu verhelfen. In dieser Zeit war kein Platz für die Vergangenheit, das Schicksal der Opfer des Nationalsozialismus. Unter der Bevölkerung lebten ehemalige KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter, Flüchtlinge und Vertriebene, Kriegsversehrte. Nicht vereinzelt, sondern millionenfach. Aber es war kein Platz für die Aufarbeitung einzelner Schicksale. Von seelischer Verletzung wollte man nichts hören. Diese Aufarbeitung, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit begann erst Jahre später.

Es ist für uns, aus heutiger Sicht verwundert zu sehen, dass Täter häufig bald wieder in Amt und Würden standen. Eine große Gedächtnislosigkeit legte sich über Deutschland und betraf Opfer und Täter gleichermaßen. Es war, als ob alle zum Schweigen verurteilt waren. Es war auch die Unfähigkeit zu trauern. Alexander und Margarete Mitscherlich zeigten in ihrer Untersuchung 1967 auf, ...“ dass ehemalige Nazis und ihre Mitläufer nicht nur unfähig waren, um die ermordeten Juden zu trauern, sondern auch ihre eigenen Toten nicht betrauern konnten“. Man hatte dem Morden schweigend zugehört. Der Tod während eines Kriegseinsatzes wurde als „Fallen“ oder „sein Leben geben für Volk und Vaterland“ bezeichnet. Es galt tapfer zu sein. Auch jetzt noch. So gab es nicht einmal innerhalb der Familie einen Platz für Trauer und Trost. Es fand keine Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern statt.

In den meisten Familien herrschte ein autoritärer Erziehungsstil vor. Selbst wenn der Vater nicht (mehr) da war; sein Bild schwebte über der Familie. Oftmals wie ein Damoklesschwert. Es wurde in seinem Sinne gehandelt. Wenn er (wieder) da war, wurde versucht an das vorherige Leben anzuknüpfen. Auch in der Erziehung. Der Vater über allem, seine Wille geschah. Man gehorchte und fragte nicht weiter nach.

Und später, in den 1960er Jahren? Da war der Fragestil der jüngeren Leute so aggressiv und unerbittlich, dass sie es ihren Eltern unmöglich machten, zu reden. In einer Diskussion zwischen Moser und Mitscherlich-Nielsen gehen beide der Frage nach, warum dann doch die Fähigkeit zu Trauern und damit die Fähigkeit zu reden ausgelöst wurde. Moser vertritt die Ansicht, dass die Deutschen über die Opfer der Nazis nicht trauern

konnten, weil sie erst ihr eigenes Schicksal beweinen mussten. Mitscherlich-Nielsen dagegen sieht die Beharrlichkeit der zweiten Generation als Chance der Eltern, sich von früheren Verboten freizumachen und Trauerarbeit zu beginnen. Die gesellschaftspolitische Situation in den ersten Jahren nach Kriegsende ließ eine kollektive Trauerarbeit nicht zu. Erst wenn die Gesellschaft trauern kann, wenn die Vergangenheit kein Tabuthema ist, können Einzelne um ihre Toten trauern.

Hier beginnt gleichzeitig an weiteres Thema deutscher Geschichte. Die Teilung Deutschlands. Die Herangehensweise an die jüngste deutsche Vergangenheit wurde in den beiden deutschen Staaten, der Bundesrepublik und der DDR unterschiedlich behandelt. Hier in dieser Arbeit befasse ich mich mit Menschen, die, nach der Teilung in Westdeutschland oder anderen westlichen Staaten lebten.

Und in diesem Westdeutschland beginnt kurz nach Kriegsende ein Entschädigungsprogramm, das die mehr toten als lebendigen Überlebenden in den Blick der Öffentlichkeit rückten, sogenannte „Wiedergutmachung“. Die westlichen Alliierten schufen eine gesetzliche Grundlage mit dem Ziel „die körperliche Gesundung der Verfolgungsoffer zu ermöglichen und den Vorkriegszustand ihrer ökonomischen Verhältnisse wiederherzustellen“ (Kestenbergh in Bergmann et al 1995, 75). Zu Beginn erließen die Bundesländer eigene Verordnungen, die vier Jahre nach Gründung der Bundesrepublik im Jahre 1953 zu einem einheitlichen Gesetz zusammengefasst wurden. Es war meiner Meinung nach für die Öffentlichkeit, die ein wachsames Auge auf Deutschland hatte, erstellt worden. Die Menschen, die es betraf, haben glaubhaft versichern müssen, dass ihr Gesundheitszustand auf die Verfolgung, der er ausgesetzt war, zurückzuführen ist. Es galt Formulare aufzufüllen und Fristen einzuhalten. Die deutsche Entschädigungsbehörde war zuständig. Sie verglich angegebene Informationen mit den Dokumenten, die in Westdeutschland zu Verfügung standen – dabei vergingen oft Jahre. Anschließend wurden die Antragsteller von einem Arzt (sogenannter Vertrauensarzt¹⁴) untersucht. Es ist dabei nicht unwichtig zu wissen, dass die Berichte in deutscher Sprache verfasst werden mussten. Also waren es deutsche Ärzte, die zuständig waren. Sie schickten ihren Bericht an die Entschädigungsbehörde. Betrug die Minderung der Erwerbsfähigkeit (betrifft nur die gesundheitlichen Schäden aufgrund der Naziverfolgung) weniger als 25%, so wurde keine Entschädigung bewilligt. Der Antragsteller konnte dann eine nochmalige Untersuchung verlangen (wobei das erste Gutachten nicht revidiert wurde). Ein positives Gutachten wiederum konnte jederzeit von

¹⁴ Max Mannheimer musste 1954 zu einer Untersuchung beim Vertrauensarzt. Er war so aufgeregt, dass er nicht untersucht werden konnte: Der Mann hatte ihn an Dr. Entress erinnert, der ihn elf Jahre zuvor in Auschwitz selektiert hatte.

der Behörde abgelehnt werden. Dann blieb noch der Weg zum Gericht. Auf jeden Fall zogen sich die Anträge auf Wiedergutmachung oft über Jahre.

Es war für viele Antragsteller keine Wiedergutmachung, sie fühlten sich erneut gedemütigt und in den Augen ihrer Kinder herabgesetzt. Diese zweite Generation befand sich in einem Zwiespalt. Wie kann es sein, dass ihre Eltern vom Staat zu Unrecht, ohne dass sie sich etwas Zuschulde kommen ließen verfolgt wurden und jetzt auch die Beweislast tragen mussten. Sie mussten sozusagen ihre Unschuld beweisen. Die Kinder erleben die Bemühungen ihrer Eltern. Zweifel schleichen sich ein. Wie konnten gerade ihre Eltern, angesichts der Millionen von Toten überleben? Haben sie doch etwas zu verbergen? Haben sie mit den Nazis kooperiert? Wenn der Antrag abgelehnt wurde – waren die Eltern Lügner? Jeder Irrtum bei der Angabe (ein falsches Datum reichte dabei aus) konnte den Anspruch auf Entschädigung für alle Zeiten verwirken. Die Verhandlungen zogen sich oft derart in die Länge, dass der Antragsteller verstarb, bevor eine Entscheidung getroffen wurden. Bei den Kindern blieben die Zweifel.

Diese zweite Generation hat innerhalb der Familie eine „Brückenstellung“. Sie ist das Bindeglied der Überlebenden zu den Verstorbenen. Oft tragen sie deren Namen. Sie sind aber auch gleichzeitig Hoffnungsträger für die Zukunft.

Eine wesentliche Frage war, ob die Eltern über ihre Erlebnisse redeten oder schwiegen. Beeinflussend war beides. „Die zweite Generation ist an diese gesagten und ungesagten Erzählungen gekettet, es gab keine Freiheit sich ihnen zuzuwenden, sie geschahen. So verstrickten sich die erste und zweite Generation in einem Zirkel des nicht sagen und nicht Fragens bzw. Zuhören Könnens“ (Ritscher b, S. 9).

Häufig, wie bei Abba Noar ist es die dritte Generation, die eine Moderatorenfunktion übernimmt. Hier war es der Enkel, der seinen Großvater zur Schule eingeladen hatte. Bei aller Angst vor diesem Gespräch, war es dieser neutrale Ort der ihn sprechen ließ. Die Generation der Enkel (hier dritte Generation) zeigt wieder erreichbare Normalität. Seit dem Ende der Nazidiktatur lebten – zumindest in Westdeutschland – die Menschen in Frieden. Die nachfolgenden Generationen leb(t)en in Freiheit. Sie konnten/können frei entscheiden, ob sie zugewiesene Aufträge annehmen oder ablehnen. Obwohl Studien die Belastungen der vorangegangenen Generationen weiterhin aufzeigen, wirken sie doch abgeschwächt. Das Auflösen von Familientraumas hat ab der dritten Generation eine gute Chance zu gelingen.

Elmar Bähler hat die erste große Erhebung zu Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) in Deutschland gemacht. Er spricht davon, wie wichtig es ist, dass in Familien über frühere Lebensereignisse, besonders bei Kriegsbeteiligung, ungeschminkt gesprochen wird. Auf die Frage, ob Menschen, die bereits jahrzehntelang unter einem Trauma leiden,

noch therapierbar seien, antwortet er, dass es viel wichtiger sei, Pflegekräfte und Hausärzte besser vorzureiten, damit sie überraschende Verhaltensweisen oder Symptome ohne direkte körperliche Ursachen als Langzeitschäden einordnen und wahrnehmen können (vgl. Bähler 2008, 65). Das gilt gleichermaßen für fast alle über 70jährigen, gleichgültig ob Soldaten, KZ-Häftlinge oder andere Zivilisten.

Wie ist das bei der Generationen, die Täterfamilien entstammen? Täter – damit sind meist bekannte Namen geknüpft. Mit denen hatte man ja nichts zu tun. Und wenn doch, dann wurden sie oft als „ganz normale Menschen, wie du und ich“ dargestellt.

Von Lucyna Filip, der Leiterin des Archivs der Gedenkstätte KL Auschwitz erhielt ich¹⁵ einen Bericht über eine junge Frau, die auf der Suche war Näheres über einen SS-Mann, Josef Pollok zu erfahren. Sie war seine Enkelin Anne.

Wie so oft, war es auch hier so, dass Anne ein Archivfoto ihres Großvaters (in Uniform mit Totenkopf) aufgenommen in Auschwitz sah. Sie fragte ihre Eltern, was ihr Großvater während des Krieges gemacht habe. Antwort: Er war Architekt. Aber was machte ein Architekt in Auschwitz? Niemand in der Familie wusste(?) eine Antwort. Anne begab sich auf die Spurensuche und wurde innerhalb eines Projektes fündig. Sie besuchte das Lager Auschwitz und fand im Archiv die Bestätigung. Ihr Großvater war Leiter der Hochbauabteilung, die u.a. auch für den Bau der Krematorien verantwortlich war. Aus den Akten erfuhr sie auch, dass ihr Onkel und ihre Großmutter Josef Pollok in Auschwitz besucht haben. Darauf angesprochen, erinnerten sie sich wieder. Aber lediglich an die Besuche.

„Anne – konfrontiert mit den Dokumenten: „Jetzt denke ich, dass mein Großvater wusste, was er machte, und dass er alles bewusst und mit vollster Überzeugung ausführte; hätte er anders gehandelt, wäre er nicht zum Hauptsturmführer befördert worden. Ich kann einfach nicht begreifen; wie ein Mensch, mit dem ich verwandt bin, zu solchen Dingen fähig war.“ Die Großmutter schwieg dazu.“ (Filip 2002, S. 7)

Niemand in der Familie wusste etwas über den Verbleib von Josef Pollok. Anne erfuhr nun erst, dass ihre Großmutter Anfang der 1960er Jahre über den Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes die Information erhielt, dass ihr Mann in Kurland verwundet wurde und später in sowjetischer Gefangenschaft gestorben sei. Es gab aber keinerlei bestätigende Dokumente. Durch die Aussage des ehemaligen Häftlings Kazimierz Sowa

¹⁵ Archivarbeit im Lager Auschwitz während des Projekts „Erziehung nach Auschwitz“ an der Hochschule Esslingen

im KL Groß-Rosen wurde festgestellt, dass sich Josef Pollok zu dem Zeitpunkt, als er in Kurland verwundet worden sein soll, im KL Groß-Rosen befand. Anne und ihr Vater verfolgten weiter die Spur und erfuhren, dass Josef Pollok in Australien lebt. Nach langen Recherchen erhielt sie seine Telefonnummer. Aber sie hatte keinen Mut ihn anzurufen. Anne ist gleichzeitig weiterhin bemüht weitere Dokumente über ihren Großvater ausfindig zu machen.

Claudia Brunner (Großnichte) und Uwe von Seltmann (Enkel), beide mit Tätern verwandt. Sie gehören bereits der dritten Generation der Angehörigen von NS-Tätern an, berichten darüber, dass sie scheinbar die Einzigen in ihren Familien sind, die das Tabu gebrochen und sich mit der Nazivergangenheit der eigenen Familie beschäftigt haben. In dem Buch „Schweigen die Täter, reden die Enkel“ schreiben sie über ihre Erfahrungen zu reden. Sie stellen fest, dass plötzlich auch andere reden; Enkel, die wissen wollen, was ihre Großväter und Großmütter getan, wie sie gelebt haben. Söhne und Töchter fragen nach, weil sie sich der Taten ihrer Eltern schämen und mit ihren Schuldgefühlen nicht fertig werden. Claudia Brunner und Uwe von Seltmann – das sind nur zwei von vielen Geschichten. Denn bei den NS-Tätern und –Täterinnen handelte es sich nicht nur um einige wenige Personen. Viele Menschen der nächsten Generation haben darum damit zu tun. Mit Familienangehörigen, deren Vergangenheit einen Schatten in Gegenwart und die Zukunft wirft. Mit dem Sterben der ZeitzeugenInnen hat sich eine neue Dynamik entwickelt in der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und der Schuld der Vorfahren (vgl. Seltmann von, 2003, S. 10-14).

Die Schatten bleiben weiter bestehen, erst recht wenn wir sie versuchen zu verdrängen und zu beschweigen.

„Es kommt alles wieder, was nicht bis zu Ende gelitten und gelöst ist.“

So der Dichter Hermann Hesse.

In der Literatur sind es oft die Kinder oder Enkel von Prominenten Tätern, über die berichtet wird. So z.B. über die Tochter von Amon Göth¹⁶ Monika Herwig. Oder Claudia Brunner, der Großnichte von Alois Brunner¹⁷. Beide haben die Täter nicht persönlich gekannt. Monika Herwig wurde wenige Monate vor der Hinrichtung ihres Vaters geboren, ihre Mutter hat nie über ihn gesprochen.

¹⁶ Amon Göth war SS-Offizier und Lagerkommandant des Konzentrationslagers Plaszow in der Nähe von Krakau

¹⁷ Alois Brunner war die „rechte Hand Eichmanns“ und für den Tod von 130 000 Juden verantwortlich.

Auch bei Claudia Brunner war es ein Foto, das sie als 13jährige sah. Ein Titelbild der Illustrierte *Die Bunte*. Und die Familie schwieg seit Generationen darüber. Über die Taten ihres Großonkels Alois Brunner, dessen Bild in der Illustrierten fast Mitleid erweckte. Sie war zunächst von einer lähmenden Betroffenheit befallen. Innerhalb ihrer Familie stieß sie auf Abwehr. Claudia Brunner ging die Sache sehr offensiv an. Sie recherchierte weiter, war beim Prozess in Paris anwesend, besuchte Foren und Diskussionen. Sie war auch bereit sich für die Auslieferung ihres Großonkels (er lebte in Damaskus) einzusetzen. Sie geriet in einen großen Konflikt mit ihrem Vater und der übrigen Verwandtschaft. Es kam einem Hochverrat gleich und galt als undenkbar. Die Familie galt es zu schützen. Es wurde einfach weiter geschwiegen. Nach Jahren erfuhr Claudia von einem fast 10 Jahre dauernden Briefwechsel zwischen ihrem Vater und Alois Brunner, der unter einem Pseudonym in Syrien lebte. Es wurde nie über die Briefe gesprochen; die Geheimniskrämerei darum lässt ahnen, wie sehr die Familie bemüht war, keinen Anlass zum Auffinden oder gar Ausliefern des 130.000fachen Täters zu geben. Aus den Briefen erfuhr Claudia Brunner, dass Alois Brunner auch weiterhin von der NS-Ideologie überzeugt war und keinerlei Reue zeigte. Der Umgang mit dem Wissen um ihre Familie fällt ihr nicht leicht. Macht ihr Leben nicht einfacher. Sie ertappt sich dabei, dass auch sie der Familienloyalität unterliegt. Über diese Briefe spricht sie erst, als sie erfährt, dass Alois Brunner wahrscheinlich 2001 verstorben ist.

Und wieder war es eine Fotografie, die auf den Vater aufmerksam machte: bei Monika Herwig, der Tochter von Amon Göth. In einer Film-Dokumentation beschreibt sie, wie es war: Es wurde nie über den Krieg gesprochen. Niemand sprach über die vergangenen Jahre. Sie hörte ständig nur: „Wir haben genug mitgemacht – wir wollen leben!“ Sie hat nicht nach ihrem Vater gefragt. Es war ja fast normal keinen Vater zu haben, kaum jemand lebte in einer kompletten Familie.

Ihre Großmutter hat ihr auf die Frage: „Hab ich auch einen Vater?“ lediglich geantwortet, dass jeder Mensch einen Vater habe. Die Mutter von Monika Herwig erzählte nichts von ihm. Sie erwähnte nur, er (der Vater) sei für sein Land gestorben. Wie viele andere auch. Die Mutter und Monika verstanden sich nicht gut. Immer wieder fielen Sätze wie: „Du bist wie dein Vater.“ „Du wirst noch enden wie dein Vater!“ Monika war 11 Jahre alt, als sie, wiederum von ihrer Großmutter erfuhr, dass die Bemerkung ...noch enden wie dein Vater ... mehr Brisanz enthielt, als je vermutete. Aber jetzt erfuhr Monika nur: „Er wurde aufgehängt. Er hat Juden umgebracht.“ Monika entwickelte starke Schuldgefühle und versuchte alles über ihren Vater Amon Göth zu erfahren. Sie wusste bereits einiges über die SS-Vergangenheit, aber so richtig bewusst wurde es ihr erst, als sie im Film „Schindlers Liste“ ihren Vater erkannte. Es gab ein einziges Foto von ihm und als der

Schauspieler sein Gesicht in ähnlicher Position zeigte, sah er aus wie Amon Göth, ihr Vater. Sie hasste in diesem Moment Spielberg dafür, weil er ihr Dinge zeigte, die sie nicht sehen wollte. Sie war nie in der Lage diesen Menschen Vater zu nennen. Sie sprach immer nur von Amon. Die Mutter Ruth verschloss vor allem die Augen. Ein einziges Mal sagte sie: „Wenn ich ihnen (den Häftlingen) hätte helfen können, hätte ich es getan. Aber ich konnte nicht.“ Monika Herwig hat sich, als sie selber bereits Großmutter war mit Helen Rosenzweig getroffen. Helen Rosenzweig war Häftling im KZ Plaszow und musste, damals 14 Jahre alt als Hausmädchen in der Villa von Amon Göth arbeiten. Sie überlebte dank Schindlers Liste. Monika leidet unter großen Schuldgefühle. Sie sagt: „Ich weiß es ist wahr, aber ich kann es nicht glauben!“ Wobei die größte Belastung, das Verhalten ihrer Mutter Ruth ist.

Auffallend ist, dass viele der Nachfahren der TäterInnen ihr Leben extrem gestalten. Sie befassen sich mit der Nazivergangenheit ihrer Eltern/Großeltern und sind häufig sozial oder politisch sehr engagiert.

Oder reagieren wie im Falle von Rudolf (Sichrovsky 1987, S. 50 – 58). Er fühlt sich schuldig, er spricht davon „schuldig geboren, schuldig zurückgelassen“ zu sein. Seine Eltern flohen nach Südamerika und erhielten eine neue Identität, lebten aber nicht anonym sondern unter Freunden und Gleichgesinnten. Er schildert sein Leben und seinen Hass auf den Vater, die Mutter. Mit 15 Jahren entdeckte er, dass er homosexuell war und damit seine Eltern treffen konnte. Von da an lebte Rudolf exzentrisch und genoss die Scham seiner Eltern. Es war das erste Mal, dass er sie so erlebte. Er fand auch nach ihrem Tod niemals ins den normalen Alltag zurück.

Diese zweite Generation reagiert oft nicht mit Konfrontation auf die Erfahrungen der Täterschaft ihrer Eltern, sondern häufig depressiv und selbstentwertend. Die Enkel dagegen, können sich entscheiden. Und entscheiden sich häufig für ihre Großeltern. Sie glauben ihren Eltern nicht, wenn diese von den Verbrechen reden, die wiederum ihre Eltern begangen haben. Es ist verständlich, dass sie sich für die Großeltern entscheiden. Sie erzählen stolz über ihre Vergangenheit, wobei sie natürlich in gutem Licht dastehen. Das macht Eindruck. Nicht das ewige sich entschuldigen der Eltern; der dauernde Hinweis auf die Schicksale der Verfolgten. Wie Stefanie (Sichrovsky 1987, S. 40-49), die ihre Eltern verachtet. Die es nicht als Schande ansieht, Deutsche zu sein. Die sich nur auf sich selber verlässt und niemandem wirklich vertraut, dabei aber die NS-Perspektiven ihrer Großeltern übernimmt. Die sich nicht schuldig fühlt an Verbrechen, die möglicherweise so gar nicht stattgefunden haben.

Die nachfolgenden Generationen von Opfern leb(t)en oft unter dem Druck der Erinnerung. Sie erhielten häufig Namen, die an die Toten erinnern sollten. Damit wurde Ihnen nicht selten auch deren Identität übergestülpt. Sie lebten im Schatten des anderen. Sie sollten für die Verstorbenen weiterleben. Das ist eine große Bürde, die Ihnen da auferlegt wurde. Es war Ihnen meist schwierig eine eigene Identität zu entwickeln. Sätze wie: „Das hätte ... nie getan“ oder „Du musst Arzt werden, wie ...“ erschwerte es, ein eigenes Leben zu leben.

Die Kinder von Überlebenden der Opfer wachsen im Gegensatz zu den Kindern von TäterInnen meist unglaublich behütet auf. Ihre Eltern versuchen sie vor sämtlichen Risiken im Leben zu beschützen. Sie achten darauf, dass die Kinder warm genug angezogen sind und genug zu Essen haben. Sie legen Wert auf gute Bildung und Ausbildung. Und auch die familiären Bindungen sind eng. Familie als Unterstützung ist ein wichtiger Punkt. Ein großes Thema ist die Vermeidung aggressiver Auseinandersetzungen (vgl. Ritscher b, 8-9). Alles ehrenwert. Das kann aber ebenso belastend sein. Hier ist es wieder die dritte Generation, die sich frei strampelt und durch ihre Distanz eine Basis für einen gelungenen Dialog zwischen den Generationen schafft.

6. Zukunft der Zeitzeugengespräche und Schlussbetrachtung

Alle, die mit der Methode der Zeitzeugengespräche arbeiten sind sich bewusst, dass schnellstmöglich eine gute Methode zum Erhalt der Gespräche gefunden werden muss. Eine Möglichkeit ist die Konservierung in Form von Videoaufzeichnungen. Im Gegensatz zur reinen schriftlichen Dokumentation bekommt man hier, wenn auch wenig von der Erzählatmosphäre mit. Eine weitere Möglichkeit wäre es, Vertraute zu finden, die sich bereit erklären, die Geschichte zu bewahren und weiterzugeben. Denn es ist unbestritten, dass die Zeitzeugen alte Menschen sind und nicht mehr allzu lange in der Lage sind, uns ihre Geschichten zu erzählen.

In der Zeit der Vorbereitung, der Recherche zu dieser Arbeit wurde mir bewusst, wie weitreichend das Thema ist und wie verhältnismäßig wenig Raum mir bei der Bachelorarbeit zur Verfügung steht. Darum habe ich einige Punkte nur kurz angesprochen. Mir ist auch bewusst, dass eine Einführung in das Arbeiten mit alten Menschen sowie ein größerer Einstieg in die Ethnologie sinnvoll gewesen wäre. Im Laufe der Zeit tauchten immer wieder neue Fragen und Aspekte auf, die zeigen, wie weitreichend die Methoden Zeitzeugengespräche und Biografiearbeit sind.

Ein wichtiger Punkt ist die Qualifikation der Professionellen. Da sich Biografiearbeit nicht auf das Arbeiten mit alten Menschen beschränkt, ist auch die Qualifizierung in anderen Bereichen unumgänglich.

Für mich hat dieses Thema mit dieser Arbeit keine Ende gefunden. Da ich gemerkt habe, wie wenig ich eigentlich weiß, wird mich das Arbeiten mit Biografien und besonders mit Zeitzeugen weiter beschäftigen.

Literaturverzeichnis

- Bergmann, Martin S.** (Hrsg.): Kinder der Opfer – Kinder der Täter, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main, April 1998
- Boll, Friedhelm:** Sprechen als Last und Befreiung, Verlag J.H.W.Dietz Nachf. GmbH, Bonn 2003
- Boll, Friedhelm; Kaminsky, Annette** (Hrsg.): Gedenkstättenarbeit und Oral History, Berlin Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin 1999
- Brähler, Elmar:** Hilflos wie kleine Kinder, in: Bild der Wissenschaft 10/2008, S. 64 – 65
- Broszat, Martin** (Hrsg.), Höß, Rudolf: Kommandant in Auschwitz, dtv, ungekürzte Ausgabe, 11. Auflage, München Juni 1987
- Brunner, Claudia; Seltmann von, Uwe:** Schweigen die Täter reden die Enkel, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2004
- Clauß, Brunhilde:** Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit, Diplomarbeit, Hochschule Esslingen, Oktober 2005
- Daigler, Claudia:** Biografie und sozialpädagogische Profession, Juventa Verlag Weinheim und München 2008
- Deselaers, Manfred:** Und Sie hatten nie Gewissensbisse?, Benno Verlag, Leipzig 1997
- Filip, Lucyna:** Anne, eine junge Frau aus Deutschland, auf der Spurensuche nach ihrem Großvater in der Gedenkstätte Auschwitz in: auschwitz information, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Johannes Kepler Universität Linz, 58. Ausgabe, September 2002, S. 7-11
- Frankl, Viktor E.:** Ein Psycholog erlebt das Konzentrationslager, Österreichische Dokumente zur Zeitgeschichte, herausgegeben von Anton Tesarek, Band 1, Verlag für Jugend und Volk, Gesellschaft m.b.H., 2. Aufl., Wien 1947
- Frei, Norbert:** 1945 und wir, Verlag .H.Beck, München 2005
- Frisch, Max:** Mein Name sei Gantenbein, Fischer Bücherei GmbH, Ungekürzte Ausgabe, Frankfurt am Main Hamburg November 1968
- Gaarder, Jostein:** Sofies Welt, Carl Hanser Verlag München Wien 1993
- Glinka, Hans-Jürgen** „Biographie“ in: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hg): Handbuch Sozialarbeit-Sozialpädagogik, 3. Auflage, Ernst Reinhardt Verlag München Basel, 2005, 207-220

Graf, Karin; Henkel, Tina: Henryk Mandelbaum, Ausstellungskatalog, Bildungswerk Stanislaw Hantz e.V., Kassel 2006

Gudjons, Herbert: Auf meinen Spuren, Bergmann und Helbig Verlag, Hamburg 6. Aufl. 2003

Hansens, Andreas (Hrsg.): Biografie und Soziale Arbeit, Reihe Grundlagen der Sozialen Arbeit Band 9, Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler 2004

Heimannsberg, Barbara; Schmidt Christoph J. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen, Roland Asanger Verlag, Heidelberg 1998

Horndasch, Matthias: Du kannst verdrängen, aber nicht vergessen!, Schriftenreihe der Mahn- und Gedenkstätte Ahlem, Band 2, Gehrden 2004/2005

Kerkhoff, Barbara; Halbach, Anne: Biografisches Arbeiten, Vincentz Verlag, Hannover 2002

Kirstein, Lea: Die zweite Generation, Wilhelm Fink Verlag, München 2006

Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft, Leske + Budrich, Opladen 2000

Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biografieforschung, 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2006

Kulturreferat der Stadt Esslingen am Neckar; Stadtmuseum Esslingen am Neckar (Hrsg.): Theodor Rotschild, HERBA-Druck + Verlag GmbH, Plochingen 1998

Küsters, Ivonne: Narrative Interviews, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2006

Lattschar, Birgit; Wiemann, Irmela: Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte, Juventa Verlag, Weinheim und München 2007

Lazarus, Horst; Bosshard, Marianne: Bildung als Chance, Psychiatrie-Verlag GmbH, Bonn 2005

Markowitsch, Hans J.; Welzer, Harald: Das autobiografische Gedächtnis, Klett-Cotta, 2. Auflage, Stuttgart 2006

Neumann, Vera: Nicht der Rede wert, Westfälisches Dampfboot, Münster 1999

Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 490, Frankfurt am Main 1985

Osborn, Caroline; Schweitzer, Pan; Trilling, Angelika: *Erinnern*, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau, 1997

Raabe Wolfgang, *Biografiearbeit in der Benachteiligtenförderung*, Heidelberger Institut Beruf und Arbeit, Heidelberg 2004

Ritscher, Wolf: *Biografieforschung – Biografiearbeit*, Semesterunterlagen Hochschule Esslingen WS 05/06

Ritscher, Wolf: *Familien der Opfer und Täterinnen des deutschen Nationalsozialismus – eine Drei-Generationenperspektive*, Semesterunterlagen Hochschule Esslingen, WS 06/07

Ritscher, Wolf: *Methoden der Biografiearbeit*, Semesterunterlagen Hochschule Esslingen, WS 05/06

Ruhe, Hans G.: *Methoden der Biografiearbeit*, Beltz Verlag, Weinheim Basel Berlin, 2. neu ausgestattete und korrigierte Auflage 2003

Ryan, Tony; Walker, Rodger: *Wo gehöre ich hin?*, Juventa Verlag, Weinheim und München 2004

Sackmann, Reinhold: *Lebenslaufanalyse und Biografieforschung*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2007

Schulz, Hermann; Radebold, Hartmut; Reulecke, Jürgen: *Söhne ohne Väter*, Ch. Lins Verlag, 2. erweiterte Auflage, Berlin Mai 2007

Schweppe, Cornelia: *Soziale Altenarbeit*, in Thole, Werner (Hg.) *Grundriss Soziale Arbeit*, Opladen 2002

Semprun, Jorge: *Schreiben oder Leben*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995

Sichrovsky, Peter: *Schuldig geboren*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1987

Staudacher, Cornelia: *Vaterlose Töchter*, Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg, 2006

Stoll, Michael: *Projektorientiertes Lernen im Rahmen der Gedenkstättenpädagogik*, Diplomarbeit, Sozialpädagogik, Hochschule Esslingen, November 1999

Stuhlmann, Wilhelm: *Demenz – wie man Bindung und Biografie einsetzt*, Ernst Reinhardt Verlag, Reinhardts Gerontologische Reihe Band 33, München 2004

Tuckermann, Anja: *Denk nicht, wir bleiben hier!*, Carl Hanser Verlag, München Wien 2005

Voges, Wolfgang (Hrsg.): *Methoden der Biografie- und Lebenslaufforschung*, Leske und Budrich, Opladen 1987

Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hrsg.):
Biografieforschung im Diskurs, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
2005

Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall,: Opa war kein Nazi, Fischer
Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main Mai 2002

Wir fragen – Heil- und Pflegeanstalt Eichberg, in, **Der Stern**, Heft 28, 3. Jahrgang
Verlagsort Hamburg 09. Juli 1950, S. 6-7

Zahlmann, Stefan; Scholz, Sylka (Hrsg.): Scheitern und Biografie, Psychosozial-
Verlag, Gießen 2005

Zöller, Ulrike: Semesterunterlagen Das Subjekt in sozialen Bezügen, Hochschule
Esslingen, Wintersemester 2008/2009

Erklärung

Hiermit versichere ich gemäß § 28 der Studien- und Prüfungsordnung der Hochschule Esslingen – Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege, dass ich diese Bachelorarbeit selbständig verfasst und keine anderen, als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

Esslingen, 17. November 2008

Cornelia Floeth